

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339476](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339476)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Gambrinus und die erste Bierbrauerei.

Welcher von meinen lieben Lesern hätte nicht schon sowohl in der einfachen Dorfschenke wie in den prächtigen Bierpalästen unserer Städte, das fette, lachende Gesicht des dicken Viertönigs Gambrinus gesehen! Und wie oft schon hat sich selbst der Hinkende nach dem schäumenden Gerstensaft gesehnt, den dieser König in der Rechten hochhält, wenn ihm so ein Plempel vorgefetzt wurde, dessen Schaum der lange Hausknecht ober die dicke Drine erst einpumpen mußten! Ja, so haben sich halt die Zeiten geändert! Früher da saß der Hinkende am einfachen Eichentische, auf dem gar bescheiden ein Talglicht brannte, und trank ein gutes und gesundes Bier; damals sparte der Wirt an Licht, trieb keine äußere Pracht und braute nach Väterart ein kräftiges Bier, das man sogar Säuglinge trinken lassen konnte; heute bauen die Brauer schöne Paläste mit elektrischer Beleuchtung und sparen . . . daß sie recht reich werden, aber zum meisten Bier gehört heute ein ausgepichtes Magen, und wer den nicht hat . . . nun der spart die Apotheke, das Rizinusöl oder das Bittersalz. Wie aber nun jener sagenhafte Gambrinus Bierbrauer wurde, das will ich Dir, lieber Leser, erzählen.

Gambrinus war König von Brabant, der eine sonderbare Krankheit hatte. Er wurde immer magerer und magerer, und bekam täglich mehr Durst. Doch das Wasser konnte er nicht vertragen, und der Wein war ihm schließlich zum Ekel geworden; dabei verlor er allen Appetit. Wie nun unser Vater Noah unsern Herrgott um die Rebe bat, so wandte sich Gambrinus an den Bösen, an Belzebub, um von ihm ein passendes Getränk zu erhalten! Und steh da! Eines Tages im Sommer, es war fürchtbar heiß, erschien der Fürst der Hölle und, nachdem er den Gambrinus einen Zettel hatte unterschreiben lassen, womit ihm dieser seine Seele verschrieb, nahm er ihn mit sich fort. Sie kamen durch einen dichten Wald. Plötzlich war der Wald verschwunden, und zu seinem Erstaunen sah Gambrinus einen Wald von Stangen, an denen ein grünes Gewächs sich empor schlängelte, und ein köstlicher Geruch reizte seine Nase. Am Ende dieses Stangen-

waldes erhob sich ein rotes Gebäude, das ein Türmchen krönte in der Gestalt einer großen Kanne. Satan führte Gambrinus in das Haus, dicke Dampfwolken umgaben sie, und ein bitterer und doch angenehmer Geruch, drang aus den siedenden Kesseln. Es war eine Bierbrauerei. Gambrinus ließ sich alles erklären und versuchte schließlich das schäumende Getränk, das Satan ihm darbot. Es schmeckte wohl anfangs etwas bitter, doch es war kühl und floß so glatt die Gurgel hinab, daß Gambrinus nicht genug davon trinken konnte. Nachdem ihm der Satan noch versprochen hatte, daß das Glockenspiel, das er in dem Turme seiner Brauerei anbringen wollte, die Kraft besitzen solle, jeden durch seine Töne zum Tanzen zu zwingen, verschwand er, die Brauerei und das Hopfenfeld, und vergnügt wackelte Gambrinus nach Hause zurück. Sofort ließ er ein großes Landstück, das gegen die kalten Winde geschützt war, mit Hopfen anbauen. Dann baute er auf dem Marktplatz eine große Brauerei und krönte sie mit einem Turme, der die Gestalt einer Kanne hatte, und auf welchem er noch einen goldenen Hahn anbringen ließ, alles wie er es im Walde gesehen. In dem Turme ließ er ein Glockenspiel anbringen, genau nach dem Muster, das ihm Satan gezeigt hatte. Als alles fertig war, braute er zwei große Kessel Bier, der eine helles der andere dunkles, und wartete nun den Sonntag ab. Die Kirche war aus, die Leute versammelten sich auf dem Markte, bewunderten die Brauerei, besahen sich die langen Tische, welche Gambrinus hatte aufschlagen lassen, und herochen den braunen Saft, der in hunderten von Gläsern und Krügen schäumte. Auf die Einladung des Gambrinus hin, versuchten einige das Bier, doch sie spuckten es sofort wieder aus. „Vrrr! wie bitter! — Scheußlich! . . . Ganz erbärmlich!“ riefen die Leute. Gambrinus lächelte nur, ließ sie reden und bestieg seinen Turm. „Ding, ding, dum, dum!“ tönt es da plötzlich vom Turme herab. O Wunder! Beim ersten Glockenton blieb alles stehen, Männer, Weiber, Kinder und Hunde, und lauschten empor. „Ding, ding, dum, dum!“ ertönt es wieder, und der Bürgermeister klopfte seine Preise aus, und hebt den rechten Fuß auf. „Ding, ding, ding, dum, ding, dum, ding!“ und

nun geht ein Tanzen und ein Springen an, gegen das die wilde Jagd ein gemüthlicher Spaziergang ist. Und der Polizeidiener wollte immer höher springen als der Bürgermeister, und die Frau des Käshändlers, die wollte sich immer schneller drehen, als ihre Konkurrentin, die dicke Elisabeth des Milchhändlers; und der Hund des Herrn Pfarrers sprang beständig über die Kage des Küsters, kurz es war eine tolle Jagd. Und da kam gerade der dicke Amtmann mit seiner mageren Frau angefahren, und seine Pferde tanzten, und der Wagen tanzte, und der Amtmann tanzte im Wagen mit seiner Frau, und der Tanz pflanzte sich fort, vom Markt in die Straßen, von den Straßen in die Häuser, und dort tanzten nun sogar die Möbel noch an zu tanzen, und die Pferde tanzten in den Ställen, die Kühe auf der Weide, und die Hühner auf den Stangen. Und als Gambrinus noch nicht aufhörte, so fing auch noch die Kirche an zu tanzen, und die Bierbrauerei machte ihr höfliche Verbeugungen. So etwas war noch nicht da, seitdem die Welt geschaffen war. Endlich, als alle auf dem Boden lagen, erschöpft, in Schweiß gebadet, und nur noch mit den Beinen strampelten, stellte Gambrinus das Geläute ein. Nun aber stürzten sich Männer, Frauen und Kinder auf die Krüge und die Gläser, und tranken, und konnten nicht genug kriegen. Dann verlangten sie wieder Musik, und so ging es mit Tanzen und Trinken, bis sich der Abend niedersenkte. Am andern Tag ging es von neuem los, und bald kam man aus der ganzen Umgegend zu Gambrinus um Bier zu trinken und nach seinem Glockenspiel zu tanzen.

Die Frist, welche Satan dem Gambrinus gesetzt hatte, war endlich abgelaufen. Der Bierkönig zeigte zur großen Verwunderung seiner Trinkgenossen seit einigen Tagen ein recht unruhiges Wesen. Stundenlang saß er oben auf dem Turme bei seinem Glockenspiel und spähte hinaus über die weite Ebene.

Da eines Tages wurde er unruhig. Auf der Landstraße kam ein Mann dahergeschlichen, der ganz dem verstorbenen Wucherer glich, der vor zwei Jahren unter dem Fluch der Einwohner zu Grabe getragen worden war. Nun erkannte ihn Gambrinus genau, er war unter die vor der Brauerei Zehenden getreten, welche entsetzt sich bekreuzten. Doch in demselben Augenblick ertönte es vom Turme herab: „Ding, ding, dingele, ding, dum!“ Und der Wucherer fing an zu tanzen und zu schreien: „Wie ist mir denn! helfst doch, ihr Leute!“ Doch diese hielten sich vor Lachen die Seiten, ihre Furcht war verschwunden,

und spottend umstanden sie den Gefandten der Hölle. Endlich ließ Gambrinus ein wenig nach, und der Wucherer schrie aus allen Kräften nur das eine Wort: Durst! Man brachte ihm Bier, und er leerte auf einmal 50 Glas davon. Und nun tanzten die Umstehenden mit ihm um den Platz herum, durch die Straßen zur Stadt hinaus, bis sie endlich einhielten und den erschöpften Wucherer in den Straßengraben legten. Dort schlief er drei Tage und drei Nächte ohne aufzuwachen. Endlich aber kam er zu sich und überblickte seine Lage.

„Zu Gambrinus,“ sprach er zu sich selbst, „kehre ich nicht wieder zurück, und wenn mich zehn Teufel dahin trieben, aber in die Hölle schäme ich mich auch zurückzukehren, und übrigens glaube ich, daß die auch froh sind, mich los zu haben!“ Da hörte er in seiner Nähe einen Bettler, welcher den Vorübergehenden seinen leeren Geldbeutel hinhielt. „Halt!“ rief der Wucherer nun erfreut aus, „ich bin den andern Leuten in meinem Leben so oft im Geldbeutel gelegen, daß ich jetzt auch wieder hinein kann!“ Und er schlüpfte hinein und verberg sich darin so gut, daß er heute noch darinnen sitzt. Seit der Zeit auch sagt man von einem Manne, der nie Geld im Beutel hat: „Er zieht den Teufel am Schwanz“, oder „der Teufel sitzt in seinem Geldbeutel.“

Eine Londoner Omnibus-Scene.

(Mit einer Illustration).

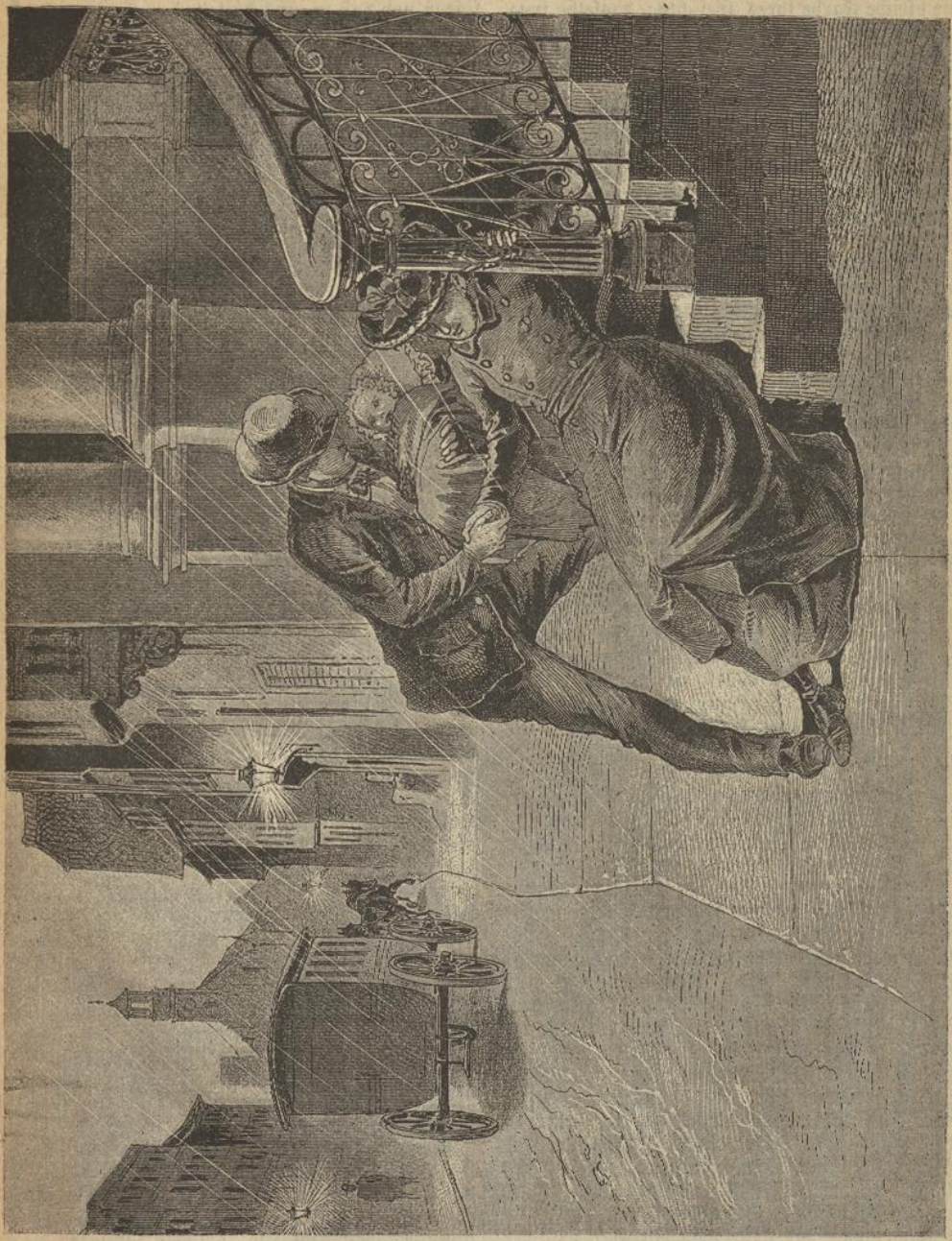
Die Stadt war in einen dicken Nebel eingehüllt und ein Sturm schien sich erheben zu wollen. Die Nacht war finstern und melancholisch. Bei dem Scheine einer Straßenlaterne bemerkte ich eine Dame in einem Omnibus, welche, ohne irgend eine Begleitung, ganz allein in dem Wagen saß. Ihr Antlitz, auf das die Laterne helle Strahlen warf, war bleich wie Marmor, aber die Züge desselben sehr schön. Sie war fein gekleidet. Ein tiefer Gram war auf ihrem Gesichte zu lesen; der Blick ihrer Augen ließ sich nicht vergessen, wenn man ihn einmal gesehen hatte. Eine große, blaue Ader auf ihrer Stirn war so angeschwollen, als sei sie im Beariff zu springen. Wir fuhren ungefähr eine Meile weit durch die Straßen, welche schon einsam und öde waren, ohne ein Wort mit einander zu wechseln. In der Gegenwart eines so kummerbelasteten Wesens hatte ich nicht den Mut, ein Wort hervorzubringen. Indem wir gelegentlich bei Laternen vorbeifuhren, sah ich

anden bei
wenig nach,
rösten nur
ihm Bier.
nen. Und
um den
Stadt hin-
erhöhen
en. Dort
ohne auf-
und über-

h selbst,
ann mich
die Hölle
die Wogen
ich los ya
che einen
en seinen
rief der
n andern
elbentel
in taun!
ich darin
Sitt der
y, der nie
aufel am
em Geld-

cene.

ebel ein-
ehen zu
meland-
mlaterne
omibus,
ng allein
das die
leich wie
für ichen.
ram war
lid ihrer
man ihn
me Aber
ich sei sie
ungefähr
be ichen
mit etw-
eines so
icht den
dem wir
sah ich



Eine Londoner Omnibus-Szene.

die bleiche Farbe ihres Gesichts; daselbe trug so deutlich den Stempel gänzlicher Verlassenheit, des Herabstinkens aus einer höheren Stufe der Gesellschaft, endlich völliger Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, daß es nur eines Blickes bedurfte, um mich zu überzeugen, sie sei ein Opfer der leichtsinnigen und herzlosen, sogenannten vornehmen Welt. Endlich gewann ich es über mich, zu fragen, ob ich ihr vielleicht zu so später Stunde einen Dienst erweisen könne. Ihre Antwort war: „Wer sie auch sind, mein Herr, um Gottes Willen reden Sie nicht mit mir, mein einziger Wunsch ist, zu sterben; mir kann nicht mehr geholfen werden.“ — Nach diesen Worten brach sie in Thränen aus. Wir fuhren weiter und das Schweigen ward nur durch ihre Seufzer und ihr Schluchzen unterbrochen. Wir kamen durch Temple Bar und erreichten die St. Paulskirche, wo ich aussteigen wollte. Jetzt war ich jedoch entschlossen, im Notfalle so weit mitzufahren, als der Omnibus überhaupt ging, um zu erfahren, ob meine Gefährtin vielleicht sinnverwirrt, oder wer sie eigentlich sei. Als wir zur Bank kamen, hielt der Kutscher an, und erkundigte sich, ob es uns beliebe, auszustiegen. Wiederum fragte ich sie, ob ich ihr hilfreich sein könne. — „Ja, mein Herr, wenn Sie ein mitleidiges Herz haben. Lassen Sie mich irgenbwo aussteigen. Es ist mir einerlei, wohin ich gehe, wenn ich nur einen Platz finde, um mein Haupt niederzulegen.“ — Ich half ihr beim Aussteigen. Sie stolperte auf dem Wagentritte und ich fing mit einer Hand sie, mit der andern ein Kind auf. Dies neugeborene Wesen war in einen Kaschmirshawl gehüllt, der seine einzige Bedeckung ausmachte. Die Mutter bat mich, sie an einen Ort zu führen, wo sie sich hinsetzen könne. — Der Omnibus fuhr weiter; keine menschliches Wesen ließ sich blicken. Es war eine steinerne Haustreppe in der Nähe, auf welche sie sich kaum niedergelassen hatte, als sie ihn Ohnmacht fiel. Es brannte keine Laterne mehr; ein Uhr war schon vorüber; der Regen fiel in Strömen auf das Pflaster: und außer dem leisen Wimmern des Kindes auf meinen Armen, und dem fernern Geräusch der fahrenden Omnibus, herrschte Todtenstille. Ich rief laut nach einem Polizeioffizianten, da ich wußte, daß einer in der Nähe sein müsse, und bald schallte die Straße hinunter seine Antwort, welcher das Geräusch schwerer Fußtritte folgte. Ich fragte wo das nächste Speisehaus sei. Er antwortete, daß wir noch zwei Straßen nach der Themse zu weiter gehen müßten, um eins zu

finden und daß er uns begleiten wolle. — „Ich will die Dame führen,“ — sagte er — „haben Sie die Güte, diesen Mantel von Gummi elasticum (Indiarupper cape, eine Bekleidung, die die Polizeidiener tragen, wenn es regnet) über das Kind zu breiten und für daselbe zu sorgen.“ — Ich rebete der Mutter, die ich von der Treppe, auf der sie in Ohnmacht lag, aufgerichtet hatte, zu; als sie sich etwas erholt, waren ihre ersten Worte: „Wo ist mein Kind — mein Kind! O Gott im Himmel, hat er mein Kind gestohlen?“ — Ich sagte ihr, daß das Kind sicher auf meinen Armen ruhe, und ich daselbe vor dem Regen schütze. — „O! dann geben Sie es mir.“ — Sie nahm es, drückte es beftig an ihr Herz und bat uns, sie zu verlassen. Ich sagte zu ihr: „Wir wollen Sie in ein Haus bringen, wo Sie es gut haben werden.“ — „Gott segne Sie für Ihre Güte,“ — antwortete sie und gab es zu, daß ich das Kind nahm, und wir eilten durch das Unwetter einem Zufluchtsorte entgegen. Unterwegs begegneten wir mehreren Polizeidienern, von denen wir angehalten wurden, bis derjenige, welcher mit uns ging, das Erkennungszeichen hervorgekommen hatte. Endlich erreichten wir das Haus, und nachdem wir mehrmals an der Glocke gezogen hatten, ward die Thür durch einen Diener geöffnet. Wir sagten unser Begehren und wurden in die Vorhalle eingelassen. Die Vorsteherin des Hauses ward gerufen und ersucht, die junge Mutter bei sich aufzunehmen. Sie empfing das Kind aus meinen Händen, und nachdem ich die Kosten der Aufnahme für eine Woche vorausbezahlt hatte, verließ ich mit dem Polizeibeamten das Haus. Die Mutter aber rief mich noch einmal zurück und sagte: „Ich kann Ihnen nur mit Worten danken, mein Herr. Gott wird Sie für Ihre edle Handlungsweise belohnen.“ — Als wir uns auf der Straße befanden, fiel der Regen, vom Winde gepeitscht, mit jenem traurigen Tone nieder, der stets melancholisch stimmt, man mag sich inmitten eines dichten Waldes, oder in der Einöde einer großen Stadt befinden. Dennoch fühlte ich mich erleichtert, als die Abendluft mich wieder umwehte. Ich fragte den Polizeidiener, wer wohl die Dame sein könne. — „Das läßt sich wohl schwerlich bestimmen,“ — antwortete er — „aber Sie sehen, wie sie gekleidet war, und wie sie sprach. Ich denke, daß ein Vornehmer, etwa aus der Regentstraße, an ihrem Verderben Schuld ist. Tausende von Mädchen haben ein ähnliches Schicksal, sie kommen dann in die Stadt, in der sie bald gänzlich untergehen. Von

einem Extrem zum andern, das ist so die Weise in London. Ich für mein Teil bin mit dem Loofe, das mir zugefallen ist, zufrieden.“ — Ich fragte ihn, ob sie nicht etwa in einer Charite Aufnahme finden könne. — „Möglich wäre es,“ war seine Antwort — „aber diese Häuser sind alle überfüllt. Ich bin in den letzten beiden Tagen mit drei Gesuchen dieser Art abgewiesen worden. Schreiben Sie indessen etwas über diesen Fall, und geben Sie mir den Brief, vielleicht hilft das.“ — Ich setzte wirklich etwas auf, sah mich jedoch in meiner Hoffnung getäuscht; bald darauf starb das Kind, die Mutter aber versiel in Wahnsinn.“

Ein wassersüchtiger Geldbeutel wird abgezapft.

Jos. Wichner.

Du magst mir's glauben oder nicht, lieber Leser, wen das Glück nicht vermöhnt hat und wer den Reichtum und dessen ärgste Krankheit, den Ueberdruß, nur vom Hörensagen kennt, der hat gar viele Freuden auf der Welt, und er ist manchmal wegen nichts und wieder nichts so überselig wie ein Bublein, das seine erste Hofe gekriegt hat, oder wie ein spannelanges Mädel mit seiner ersten Puppe.

Ein Trunk aus frischer, krystallreiner Quelle schmeckt ihm besser, als dem gähnenden Millionär der teuerste und edelste Champagner, der Blick in ein Kindesauge durchschauert ihn mit unsagbaren Wonnen, das bescheidenste Blümlein entlockt ihm ein seliges Lächeln, die bescheidenste Geschichte, wie ich sie ihm zu bieten vermag, versetzt ihn in den siebenten Himmel, und sieht er, wie das blinkende und dennoch blinde Gold einmal den rechten Weg findet und Gutes stiftet, dann reibt er sich die Hände vor lauter Behagen.

Letzteres hat sich vor nicht gar langer Zeit mit dem überaus wohlthätigen Herzoge Karl Theodor von Bayern ereignet.

Du guckst wohl, lieber Leser, hie und da in eine Zeitung, und darum weißt Du auch, daß dieser eble Herzog richtig erkannt hat, der wahre Adel bestehe nicht in ungezählten Ahnen, sondern im aufopfernden Wirken für die leidende Menschheit.

Darum hat es dieser eble Herr nicht verschmäht, auf der Schulbank zu sitzen und sich unter der Leitung der größten Gelehrten zu einem der tüchtigsten Augenärzte heranzubilden, aber nicht zeitlichen Gewinnes halber, sondern um

sich ganz in den Dienst der Armut und Not, des Elendes und der Verzweiflung zu stellen.

Und wie er seine Kunst fertig erlernt hat, da hat es an armen Blinden natürlich nicht gemangelt. Die kommen von allen Seiten wie die Schneeflocken im Winter über eine Landschaft, und sie finden nicht nur unentgeltliche Pflege, sondern auch unentgeltlich das süße Licht der Augen.

Manchmal aber verirrt sich auch ein reicher Mann in das Blindenspital des Herzogs, und der gute Arzt wirft ihn nicht hinaus, weil er weiß, daß der reichste Blinde zu den ärmsten Menschen gehört und daß ein felsenfestes Vertrauen die halbe Heilung ist. Nur ärgert er sich gewaltig, wenn so ein reicher Blinder von zwei Führern hereingeschleppt wird, an der rechten Hand von einem fetten, rosenwangigen Wärter, an der linken aber, zunächst dem Herzen, vom zaunbürren, schmutziggelben Geize, wie legthün.

Denn da brachte ein himmelblauer, vergoldeter Kammerdiener seinen Herrn im Schlepptau, und, bieweil der Herr blind war von Angesicht, glaubte er, diesen Mangel durch üppige Kleiderpracht und durch glitzernde Augen edeln Gesteines ersetzen zu müssen. Deswegen trug er alle Finger voll Diamantringe und war auch sonst so gekleidet, daß selbst ein Einäugiger gefunden hätte, er stamme in gerader Linie von dem berühmtesten, efelsohrigen Midas ab, der sich seinerzeit am Golde alle Zähne ausgebissen hatte und bei all seinem unendlichen Reichtume elendiglich verhungert wäre, wenn ihm nicht der Weingott Bacchus durch's Wasser geholfen hätte.

War dem schlichten, fürstlichen Arzte dieses prunkende Glend schon in der Seele zuwider, so stieg sein Unmut immer höher, als er im Verlaufe des Gespräches wahrnehmen mußte, äußerer Glanz und Herzensgüte, glitzernde Finger und freigebige Hand seien hier schon gar nicht beisammen, vielmehr gönne der blinde Proze sich selber Alles, Anderen aber weder einen Heller noch einen Pfennig.

Der glänzende Geiztragen erklärte nämlich, während der Herzog seine Augen untersuchte, ob Heilung möglich sei oder nicht, er sei bereits in Wien bei einem berühmten Augenarzte gewesen und habe sich von selbigem den Star wollen stechen lassen; aber der Mann habe ihm zuviel verlangt, volle tausend Gulden, und deswegen sei er zum Herzoge gekommen, der dem Kranken nicht gleich die Haut abziehe bei lebendigem Leibe, sondern helfe aus gutem Herzen.

Da lächelte der Herzog etwas boshafter, als

es sich für einen so guten Herrn schicken mochte, und sagte:

„Mein lieber Herr, Euer Star ist reif, und wenn er nicht gleich gestochen wird, dann ist's mit dem Augenlichte fix und fertig für alle Zeiten. Ihr leidet aber noch an einem Uebel, das ich auch beheben will. Euer Geldbeutel hat nämlich die Wassersucht. Er spielt den Geschwollenen und ist dem Zerplatzen so nahe, wie eine Kuh, die in ein grasgrünes Kleeefeld gerathen ist und sich die Blähkrankheit angefreßen hat.“

Mir scheint auch, Ihr seid ein Paradiesvogel, und dieweil sich solche Vögel in meinen Käfig äußerst selten verirren, so werdet Ihr es mir nicht verargen, wenn ich Euch zu Gunsten der armen Kranken, die nur bei sorgsamer Pflege und nahrhafter Kost gesund werden können, ein wenig rupfe.

Bei mir kostet die Operation zweitausend Gulden. Es steht jedoch natürlich ganz in Eurer Gewalt, ob Ihr auf den Handel eingehen wollt oder nicht. Sind Euch die paar Gulden lieber als das Augenlicht, so könnt Ihr's lassen; wenn nicht, so können wir bald an's Werk gehen.“

So sprach der fürstliche Arzt, und dem blinden Proken blieb nichts übrig, als gnädigst zu gestatten, daß sein wasserfüchtiger Geldbeutel ein Bißchen abgezapft werde.

Wahrlich, da hat das blinkende und doch blinde Geld einmal den richtigen Weg gefunden, den Weg in die Armenkasse, und darum reiben wir uns alle die Hände vor lauter Behagen.

Dorffschulzens Nösschen.

Ein ländliches Bildchen.

(Mit zwei Illustrationen).

Das freundliche Dorf, in welchem Nösschen's Eltern wohnten, liegt in einem kleinen Rheinthälchen, das, im Osten und Westen offen, alljährlich mehrere junge Leben den verheerenden Kinderkrankheiten opfern muß. Bei vielen Kleinen gehen die Krankheiten spurlos vorüber, bei andern aber auch lassen sie ein langsames Dahinsiechen zurück und drücken den zarten Bäcklein den Stempel des Todes auf. Und dieser versäumt es selten, seine Auserwählten zu holen. Er stellt sich gewöhnlich zu einer Zeit ein, wo das Leben mit allen seinen Freuden und Hoffnungen am höchsten und schönsten sich zeigt, und wo das Herz sich der ersten Liebeswonne erschließt. Es sind Frühlingsblüten, welche die warmen Sonnenstrahlen tödten.

Der harte Winter ist wieder vorbei; nur draußen am Abhange des Berges kämpft noch der letzte Schnee gegen die rauschenden Frühlingswinde, und ohnmächtig in sich zu versinken und tropfenweis sich in die Erde zu verfrachten. Vor den Bauernhäusern spielen gar lustig die Kinder im hellen Sonnenschein, und lassen sich durch die warmen Strahlen wieder die Röthe auf die Wangen zaubern, auf denen die Blässe dumpfer Stubenluft zu sehen ist. „Morgen ist's Feiertag!“ rufen die Kinder, „morgen gehen wir wieder in den Wald, suchen Beilchen auf dem sonnigen Hügel und lauschen der Rückkehr der lieben Singvögel!“

Es war Feiertag, und die Sonne strahlte herrlich herab auf das freundliche Dorf, auf die gepuzten Kirchgänger; und die Glocken schienen auf einmal eine ganz andere Stimme zu haben, die klangen so hell und so freudig, als wäre auch ihnen eine Eisrinde geschmolzen, als wäre in das kalte Erz auch ein neues Frühlingsleben gezogen. Dabei aber sagte ein scharfer Ost durch das Thal, zwang die Männer, den Hut tiefer in die Stirn zu drücken, und die Frauen die Hände schützend vor den Mund zu halten. Nur die muntere, Kinderfchar fühlte es nicht und eilte nach dem Gottesdienste laut jubelnd zum Dorfe hinaus auf den Hügel. Allen voraus lief Nösschen, das einzige Kind des Dorffschulzen Lorenz. Hei, war das ein Leben! Die Knaben warfen ihre Hüte und ihre Mützen hoch in die Luft; die Mädchen fasten sich bei den Händen, drehen sich lustig im Ringelreihen und sangen dazu: „Maie-Maierösel!“; und wieder andere suchten in jedem Moosbüschel, unter jedem Gebüsch nach dem lieben Blauweilchen. Erhitzt, außer Atem ließen sie sich dann auf dem kalten Boden nieder, trockneten sich mit der Schürze den Schweiß von der Stirn und merkten nicht, wie das grinsende Gerippe des Todes lästern Umschau hielt unter der frischen Jugend. Da klang vom Kirchturme herüber das Mittagläuten, und die Kinder eilten den Hügel hinab dem Elternhause zu, und hinter ihnen drein zog die Diphtheritis, die schreckliche Rachenbräune, und hielt mit ihnen Einzug in das Dorf.

Der Arzt aus der Stadt kam nun jeden Tag angefahren; er ging von Haus zu Haus, denn fast in jeder Familie lag ein fieberglühendes Köpfchen auf dem Schmerzenslager; die Augen der Mütter weinten sich roth, während die Väter düster und gedrückt den notwendigsten Felbarbeiten nachgingen. Und so oft die Glocke das Todeszeichen verkündete, krampfte sich das Herz der stillen Männer zusammen; sie ließen

die Arbeit, eilten nach Hause und blickten von weitem schon mit bangem Auge auf das stille Haus, wo ihr Sohn, ihr Töchterchen seit Tagen mit dem Tode den Verzweilungskampf kämpfte. Als endlich der Mai gekommen war, deckte so mancher frische Hügel ein junges Leben, und die trauernden Eltern legten wohl auf das kleine Grab, einen Feldblumenstrauch, den sie draußen am Raine pflückten, wo ihr Liebling vor einigen Wochen sich im lustigen Ringelreihen den Tod ertanzte hatte.

"Gottlob, Lorenz, Röschen ist nun gerettet!" Diese Worte sprach der Arzt eines Tages zu dem Hofbauer Lorenz, als er aus dem Krankenzimmer trat; und "Gott sei Dank" rief der Bauer freudig aus und schüttelte dem Arzte kräftig die Hand; die Mutter aber hatte sich mit einem Freudenruf auf das abgekehrte und blasse Mädchen gestürzt, und drückte es nun stürmisch an die Brust. Viele Leidensgenossen Röschens ergingen sich bereits auf der sonnigen Dorfstraße, und immer noch konnte Röschen das Zimmer nicht verlassen, immer quälte ein trockener Husten das arme Kind. Doch so ganz einsam war es nicht. Der kleine Peter, das Söhnchen des Tagelöhners Michel, dessen Häuschen wie Schutz suchend sich an den stattlichen Bauernhof anlehnte, saß den ganzen Tag über geduldig bei Röschen und spielte mit ihm. Und als endlich das Mädchen hinaus durfte, so war es der um zwei Jahre ältere Peter, der sich stets seiner annahm, es an der Hand führte und mit ihm im Sonnenschein und unter den schattigen Bäumen des Kirchplatzes sich herumtummelte. Röschen wurde von Tag zu Tag

kräftiger, doch die Todesrosen wollten nicht von seinen Wangen verschwinden. Ihr liebster Gespieler blieb des Nachbarn Peter und immer sah man die zwei in geschwisterlicher Liebe vereint ihre Freuden und ihr Leid teilen.



und erst als ihre Hand sich auf seine Schulter legte, fuhr er überrascht aus seinen Träumen auf.

Röschen war mit den Jahren zu einem herrlichen Mädchen herangewachsen, nur blieb es blaß und schwächlich, um so mehr aber hob sich das reiche schwarze Haar von der weißen Stirn ab, und ihre Augen waren wie zwei schwarze Kohlen in elfenbeinerner Fassung. Peter war

ein kräftiger schlanker Bursche geworden, den der Schulze Lorenz auf das Bitten Röschens hin als Knecht auf den Hof nahm. Das alte kindliche Verhältniß mußte nun natürlich aufhören, doch immer war Röschen dem Peter gut und freundlich, und dieser fand sein höchstes Glück in der Umgebung der Jugendfreundin leben zu dürfen. Die Schönheit Röschens, das Vermögen ihres Vaters hatten die Augen so manches reichen Burschen im Dorfe auf den Schulzenhof gezogen, und jeder hätte sich einmal gern in das warme Nest gesetzt, doch Röschen war erst 17 Jahre alt, und konnte und wollte nicht ans Heiraten denken. Lorenz aber hatte jede Anspielung etwaiger Freier von vornherein so barsch zurückgewiesen, daß allen die Lust vergangen war, ein zweites Mal begehrlische Blicke auf die Schulzentochter zu werfen. Nur einer konnte seine Liebe tief im Herzen verborgen halten, das war der Knecht Peter. Er liebte Röschen mit der ganzen Glut der Jugend, er hätte für sie alles geopfert, doch wie durfte er es wagen, seine Augen zu ihr zu erheben, sie als sein Weib zu freien! Und selbst wenn er es konnte, hätte er nicht draußen auf dem Felde einst den Arzt zum Pfarrer sagen hören: „Ich fürchte für Schulzens Röschen, das wird nicht alt werden!“ Und wie liebte er seit diesem Tage das Mädchen, wie dienstfertig war er nicht, was suchte er nicht alles auf, um ihr von Zeit zu Zeit eine kleine Freude zu machen! „Sie wird nicht alt werden!“ Dieser Gedanke war die eine düstere Wolke in dem sorgenfreien Leben unseres Peters. Wie gern wäre er jetzt noch an den schönen Sonntagnachmittagen mit ihr hinausgewandert, wie früher, in den schattigen Wald, und hätte ihr aus den schönsten Blumen den schönsten Kranz geflochten! Doch das durfte nicht mehr geschehen. Als er mit dem vierzehnten Jahre als Knecht auf den Hof kam, da versank hinter ihm die freie Kinderzeit. Er war ein Jahr auf dem Hofe, als ihm rasch hintereinander seine Eltern starben; Schulze Lorenz und seine Frau wurden von diesem Tage an noch freundlicher dem verwaissten Burschen gegenüber, und der Schulzenhof war sein zweites Heim geworden. Doch er war und blieb immer nur der Knecht, ohne daß man es ihn gerade fühlen ließ. Er selbst gab auch nie Anlaß zur geringsten Klage. Wenn die anderen Burschen des Sonntags den sauerverdienten Wochenlohn in die Stadt trugen oder in der Dorfschenke verjubelten, des Abends dann Arm in Arm mit den gleichgesinnten Mädchen singend und lärmend heimzogen, stand oder saß unser Peter bei

Röschen und ihrer Mutter, und verbrachte die Zeit bei guten Worten und mit Lesen. So hatte er in sich die ganze Bürgerschaft, ein tüchtiger Mann, ein biederer Bauer, wie die Väter waren, zu werden, während nach außen seine Kameraden und die Dorfmadchen ihn einen Duckmäuser und einen Geiznickel nannten. Dabei aber blieben seine Backen rot, sein Blick frei und seine Glieder kräftig; in seinem Sparsassenbuch stand es schwarz auf weiß geschrieben, daß Sparsamkeit und Fleiß Zinsen tragen und den Grund zum Wohlsein legen. So war endlich auch die Zeit gekommen, wo Peter seiner Pflicht dem Vaterlande gegenüber nachkommen mußte. Dieser Gedanke berührte ihn schmerzlich, nicht als ob er sich drücken wollte, nicht daß ihm das Soldatenleben unangenehm gewesen wäre; o nein, dafür war er viel zu bieder und zu ernst; der Gedanke nur an Röschen, an die Trennung, an die Zweifel des Wiedersehens erfüllte ihn mit bangem Schmerze. Doch die Pflicht rief ihn fort gerade zu einer Zeit, wo Röschen in das schlimme Alter kam, wo der Tod am liebsten als gefährteter Freier auftritt.

Es war wieder ein herrlicher Frühlingssonntag. Der Dorfschulze war am Morgen schon in die Stadt gegangen, und seine Frau pflegte der Mittagsruhe. Im Garten hinter dem Hause saß Peter und hielt den Stellungsbefehl in der Hand. So tief war er in seine Gedanken versunken, daß er den leichten Schritt Röschens, die sich näherte, nicht hörte, und erst als ihre Hand sich auf seine Schulter legte, fuhr er überrascht aus seinem Träumen auf. Röschen lächelte ihm innig zu und sagte: „Aber, Peter, wie bist Du denn? Was fehlt Dir; Du wirst mit jedem Tage stiller? Gewiß, Du hast einen geheimen Schmerz, den Du niemand anvertrauen willst, selbst mir nicht!“ Dabei setzte sie sich harmlos neben den Jugendfreund und faßte seine Hand. Dem Peter wurde es unheimlich zu Mute; er war keines Wortes fähig, und eine Thräne stieg unwillkürlich dem jungen Manne in die Augen. Eine jähe Röthe übergaß bei diesem Anblick Röschens Gesicht; sie wußte es ja, daß Peter sie im Stillen liebte, und sie liebte ihn ja ebenso innig, und ohne es zu merken zog sie den Burschen an sich. „Röschen, mein Röschen,“ rief da übergläücklich Peter; „Du weißt, was mich drückt, ja, ich habe Dich gern! ich habe es bis heute still in mir verwahrt, doch nun ich fort muß von Dir, nun muß ich es Dir auch offen sagen! Röschen, ich darf ja nie hoffen, daß Du mein Weib wirst, aber sagen mußte ich Dir, daß ich Dich lieben werde, bis an mein Ende!“

Röschen hatte tief erschüttert und doch so beglückt diesen Worten gelauscht. Sie lehnte ihr Haupt an des Burschen Brust, als schämte sie sich, ihm in die Augen zu blicken, als sie sagte: „Ich bin Dir ja auch von Herzen gut, Peter, und nie werde ich einen anderen als Dich zum Manne nehmen. Warum aber redest Du nicht mit dem Vater?“ Peter umfaßte das glühende Mädchen und bedeckte sein Gesicht mit Küssen, dann aber sprach er düster: „Weil ich mir mein einziges Glück, den seligen Traum meiner Jugend nicht vernichten will! Oder glaubst Du, der reiche Dorfschulze Lorenz wird seine einzige Tochter einem armen Knechte geben?“ — „Aber, Peter, wie Du redest!“ beruhigte ihn Röschen. „Der Vater hat Dich gewiß gern und er lobt Dich immer und sagt oft, er wisse nicht, ob er ohne Dich wirtschaften könnte, so sehr habe er sich an Dich gewöhnt, und so unentbehrlich seist Du ihm geworden!“ — „Wollte Gott, mein theurer Schatz, es wäre dem so!“ antwortete Peter. „Der Knecht mag ihm wohl unentbehrlich sein, aber von da bis zum Tochtermanne ist ein gar weiter Weg! Und doch, bevor ich Soldat werde, will ich mit ihm reben und aus seinem Munde erfahren, ob ich wiederkehren darf in mein süßes Heim auf dem Schulzenhose, oder fremd werde ausziehen müssen, für mein Leben zum dritten Male eine Heimstätte zu suchen!“ Röschen tröstete ihn und sprach ihm Mut zu. „Der Vater liebt mich,“ sagte sie zuletzt, „und er wird mich nie zu einer Heirat zwingen, die ich nicht eingehen will. Der Mutter werde ich heute noch alles sagen, ich werde ihr sagen, wie glücklich mich Deine Liebe macht, Peter, und daß ich nur Dich zum Manne haben will!“ Und dabei hatte Röschen den Kopf Peters zwischen ihre beiden Hände genommen; einen Augenblick schaute sie tief und innig in die Augen des jungen Mannes, dann küßte sie ihn rasch und eilte in das Haus zurück.

Peter war überglücklich und alles Leid war vergessen. Er mußte hinaus auf die Felber, denn ihm wurde das Haus und das Dorf zu eng, um all' das Glück zu fassen; er mußte hinaus um aus vollem Halse jubeln zu können um die Wette mit den lustigen Finken, mit der fröhlichen Lerche, die ja auch ihre Lieber von Lenz und Liebe nur in Gottes weiter Natur laut werden lassen! Röschen war zur Mutter geeilt, die jäh aus dem Mittagsschlafchen erwachte, als ihr Kind in die Stube stürmte. Verwundert und ängstlich blickte sie auf das erregte Gesicht ihres Kindes, das sich vor ihr auf die Knie warf und ihren Kopf in ihrem Schooße barg.

Röschen weinte die ersten Thränen, es waren Thränen des Glücks! Endlich hob sie den Kopf zur Mutter auf, und erzählte ihr alles, was sich zugetragen hatte zwischen ihr und dem Peter. Die Mutter schüttelte wiederholt den Kopf, doch Röschen fuhr nur um so eifriger fort und sagte endlich: „Und nun, Mutterle, weißt Du alles; Du weißt, daß ich keinen andern Mann will als meinen Peter!“

Der Mutter wollte der Anblick des glücklichen Kindes schier das Herz brechen vor Weh. Sie wußte ja, Röschen trug den Stempel des Todes auf dem Gesichte, und dabei träumte das arme Kind von einem Glück, das ihm vielleicht nie würde bescheert werden! Ihre Gedanken jagten sich, doch endlich wurde es ruhiger und heller in ihr, und nur der eine Lichtgedanke blieb herrschend: „Wenn mein Kind durch die Heirat gerettet werden könnte!“ Und sie tröstete ihr Röschen und versprach ihm, beim Vater ihre kräftige Fürsprecherin werden zu wollen.

Lorenz kam heute erst spät aus der Stadt zurück und nicht in der besten Laune. Nachdem er Röschen auf die Stirn geküßt und sich seiner Sonntagskleider entledigt hatte, setzte er sich an den sauber gedeckten Tisch zum Abendbrot. Peter trat bald darauf verlegen ein; doch ein Blick auf Röschen und auf die Bäuerin ließen neue Hoffnung in sein Herz einziehen. Still nahm er seinen Platz unten am Tische ein. Plötzlich legte Lorenz das Messer weg, leerte sein Glas auf einen Zug und sprach: „Ja, Dorfschulze bin ich, doch wo bleibt meine Macht unserer verloberten Jugend gegenüber?“ Erschreckt blickte Peter auf, doch Lorenz fuhr fort: „Dich habe ich nicht gemeint, Peter; Respekt vor Dir! Aber da traf ich auf dem Heimweg ein Duzend unserer Burschen und unserer Mädchen angetrunken, die ihre rohen Spässe auf offener Landstraße mit einander trieben. Und hinterdrein wackelten ein paar Burschen von 15 und 16 Jahren, die Cigarre im Munde, taumelnd, und die älteren Burschen im Johlen überbietend! Das nennt man noch Zucht, das soll alte Bauernsitte sein! Mit 14 Jahren entlaufen sie der Schule und der Kirche, und sagt man einem solchen Loberbuben ein Wort, so kann man froh sein, wenn man nicht Spott hören muß! Na, Gott bessere es und gebe unserer Jugend wieder ernsteren Sinn, dann wird es bald auch mit unserm Bauernstande wieder besser gehen!“

Die folgende Woche verging mit rastloser Arbeit; es war ja Frühling. Noch nie war unserm Peter die Arbeit leichter vorgekommen. Wie ein Prediger seinem Geiste in Gottes freier

Natur kräftigere Schwingen giebt, um die rechten Worte zu finden, um des Sonntags das Herz seiner Zuhörer mit sich fortzureißen zu können von der irdischen Scholle, so überlegte und studierte unser Peter die ganze Woche, wie er am Sonntag seine Worte setzen wolle, um das Herz seines Herrn zu packen und zu rühren.

Der ersehnte und gefürchtete Sonntag war endlich gekommen. An der Seite ihres Vaters schritt Röschen dem Gotteshause zu. Wer sie genauer betrachtete, konnte bemerken, daß sie heute blasser ausah als je: sie wußte, nach dem Gottesdienste wollte Peter mit ihrem Vater sprechen, und ihr Herz weilte die ganze Dauer desselben in inbrünstigem Gebete vor dem Throne des Allerhöchsten. Peter hatte seinen Sonntagstaat angezogen und wartete in banger Unruhe auf das Zeichen des Vaterunsers. Da endlich zitterten die frommen Klänge über das stille Dorf hin, und Peter hob andächtig in seiner Kammer die Augen zum Himmel auf und betete still für sich! „Unser Vater in dem Himmel!“ Da überkam ihn eine plötzliche Ruhe, und er fühlte wie Gottes Friede sich wie milder Tau in sein Herz ergoß.

Mit offenem Blicke und festem Tritte betrat er endlich die Wohnstube. Lorenz hatte sich soeben an das Fenster gesetzt und die Zeitung zur Hand genommen. Ueberrascht blickte er auf, als Peter im Sonntagkleide, mit der Pelzmütze in der Hand zu ihm trat. Doch immer größer wurden seine Augen, als er hörte, was den Peter zu ihm führte, und die Zeitung entglitt seinen Händen. Endlich schwieg der junge Mann. Lorenz war aufgestanden und schritt erregt in der Stube auf und ab, blieb zuweilen am Fenster stehen, als wollte er der munteren Kinderschaar zuschauen, die sich auf der Dorfstraße herumtummelte, um dann wieder seinen Gang durch die Stube aufzunehmen. Peter fing an, den Mut zu verlieren und blickte hilfessuchend umher. Doch weder Röschen noch die Bäuerin erschienen. Endlich blieb Lorenz dicht vor ihm stehen, faßte seine Hand und sprach: „Du hast geredet, Peter, wie Du immer warst, wie ein braver Bursche; es freut mich von Dir! Daß Du mein Röschen glücklich machen willst, glaube ich Dir; aber trotzdem kann ich nicht ja sagen.“ Peter erblaßte, und er mußte sich an der Stuhllehne halten um nicht in die Kniee zu sinken. Der Schulze sah es wohl, doch fuhr er ruhig fort: „Nicht daß Du mir als Eidam unwillkommen wärest, Du mußt mich recht verstehen, Peter; und so arm bist Du gerade auch nicht. Deine Ersparnisse von sechs Jahren haben ein

hübsches Sümichen ergeben, und mancher Bauer hat schon mit weniger angefangen. Ich weiß auch, daß zwei kräftige Arme für einen Bauern mehr wert sind, als viel Geld in der Tasche eines Müßiggängers. Doch Röschen kann Deine Frau nicht werden, wenigstens jetzt kann ich Dir das Jawort nicht geben. Nur das sage ich Dir, soll je ein Eidam meine Tochter haben, so wünsche ich mir keinen andern als Dich!“

Peter griff bei diesen Worten nach beiden Händen seines Herrn und rief: „Dank, Herr, Dank für diese Worte! Nun will ich glücklich hinausziehen, da ich weiß, daß Ihr mich so hoch schätzt! Ich ehre Euren Grund und ich will zu Gott beten, daß er in seiner Güte alle Hindernisse beseitigen möge!“ — „Amen!“ sprach Lorenz, selbst tief gerührt und drehte sich um, um seine Bewegung zu verbergen. Und was Lorenz dem Peter nur angedeutet, dem gab er nun einen festern Ausdruck, als er sein Röschen an die Brust drückte und dem weinenden Kinde zulüftelte: „Röschen, werde erst gesund und kräftig, dann habe ich nichts dagegen!“

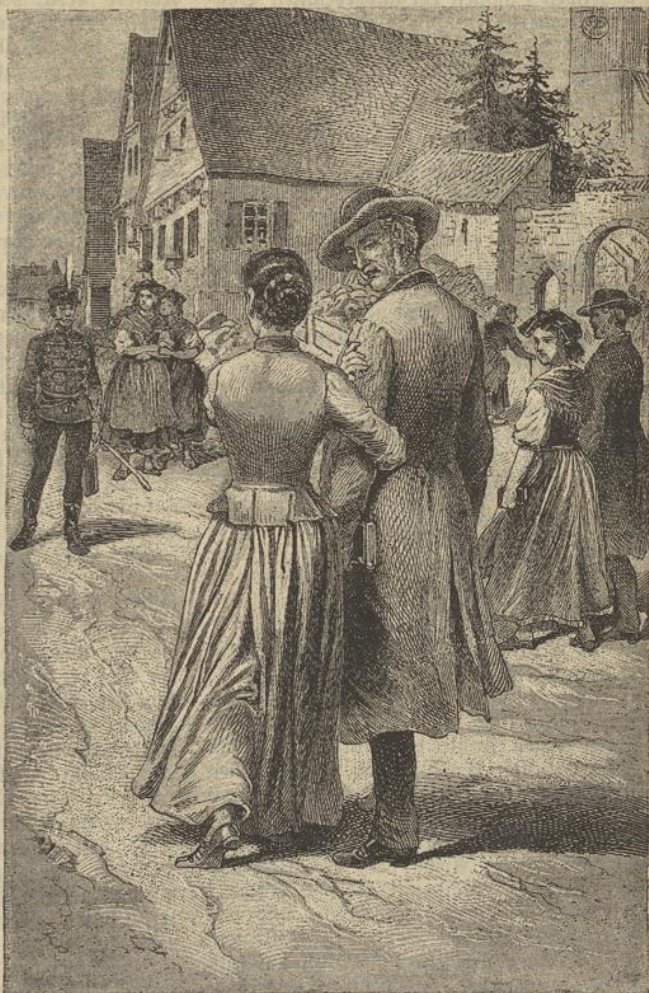
Es war ein schwerer Tag, an dem Peter Abschied nahm von Röschen und seiner Herrschaft, um seiner Pflicht dem Vaterlande gegenüber zu genügen. Er hielt das weinende Mädchen fest umschlungen trotz der Anwesenheit der Eltern, die es auch nicht verhinderten. Gerührt sprach Lorenz zum Abschiede: „Rehre gesund zurück, Peter! Will Gott meinem Kinde auch Kraft und Gesundheit wieder geben, so soll sie Dich als Deine Braut erwarten. Fürchte nicht, daß mein Sinn ändert, denn das Glück meines Kindes geht mir weit über Geld und Gut!“

So hatte der wackere Dorfschulze Lorenz gesprochen, weil er Gott fürchtete, seine Familie liebte, in dem ärmsten Menschen einen Bruder, und in jedem braven Manne einen Freund sah. Und diese so natürlichen, und doch so seltenen Worte, hielten zwei junge Herzen aufrecht in der Trennung und gaben ihnen Mut und Ausdauer. Dem Röschen aber verliehen sie noch eine besondere Kraft. Oft schüttelte Lorenz den Kopf, wenn er morgens aufstand und das Röschen schon munter in der Wirtschaft fand. Mit den Tagelöhnern zog sie dann hinaus und arbeitete, bis die heißen Sonnenstrahlen die Ershöpfte zwangen, Ruhe zu suchen. Dann legte sie sich in den Schatten eines Baumes nieder, und verbrachte so zwischen Arbeit und Ruhe ihre Tage ganz in der reinen und freien Luft. Wohl hatte der Arzt hebenlich dreingeschaut, als ihm Lorenz eines Tages zeigte, wie sie, den breitrandigen Strohhut auf dem Kopfe,

mit hochroten Wangen, mitten im duffigen Heue stand, und er sagte achselzuckend: „Thut's gut, Dorfschulze, so wird's gut! Ost hilft eine solche Kur mehr, als alle ärztliche Kunst!“

Und es hat gut gethan bei Röschen. Sie hatte ihre blasse Farbe verloren, das heißt, sie hatte sich von der Sonne braun brennen lassen; und wenn dann die Briefe Peters noch die Röthe der Glückseligkeit auf ihre Wangen trieb, so glich ihr Gesichtchen dem reifen Pfirsiche, der nur auf die Hand wartet die ihn pflücken soll. Selbst als der Winter gekommen war, behielt die braune Gesichtsfarbe die Oberhand, und der Schleier, der früher so oft das schwärmerische Auge verdüsterte, war weggezogen, und ihre Augen erhellten die Räume des Schulzehofes und leuchteten wie Hoffungssterne in das Herz der Eltern. Der Arzt hatte mit Freude diese Veränderung wahrgenommen und eines Tages sagte er zu Lorenz: „Ich glaube, jetzt hat sie es gepackt! Nun aber, Schulze, laßt den Winter nicht verderben, was der Sommer gut gemacht hat! Schickt Euer Röschen fort in eine warme Gegend!“ Ueber rascht blickte Lorenz den Arzt an: sein Röschen allein fort! draußen in der weiten Welt! die Gefahren alle . . . und er schüttelte bedenklich den Kopf. „Ich weiß, was Ihr denkt,“ sprach der Arzt, „doch so leichtin habe ich das nicht gesagt. Meine Frau will sie mitnehmen; die zieht demnächst auch nach Süden, und Gott wird sie uns vielleicht alle beide gesund und lebensfreudig zurückführen!“ Und es geschah, wie der Arzt es wünschte. Lorenz trug kein Bedenken mehr, und acht Tage später

entführte die Frau Doktorin das Dorfröschen ihrem stillen Heim, um es in eine neue, niegeahnte Welt zu bringen. Nur der Peter schrieb einen verzweifelten Brief, in welchem Angst um die Geliebte sich mit etwas Eifersucht mischte.



Da stieß sie plötzlich einen lauten Ruf aus und faßte mit beiden Armen ihres Vaters Arm.

Sein Röschen in städtischer Kleidung . . . im feurigen Süden . . . unschwärmt vielleicht von feinen Herren! . . . Doch die Hoffnung auf ihre sichere Genesung legte sich beruhigend auf alle diese Aufwallungen eines verliebten Gemütes und brachte Ruhe in das einfache treue Herz.

Peter war ein prächtiger Soldat geworden, so stattlich, wie er nur aus einem alten, biebern Bauernstamm hervorgehen kann. Wenn er in der schönen Husarenuniform durch die Straßen der Garnisonstadt ging, oder unter den schattigen Bäumen der ausgedehnten Spazierplätze einerschritt, blickte ihn gar manches glühende Augenpaar begehrlieh an, und manche aufgepumpte Köchin hätte ihre helle Freude an dem schmucken Reitermann gehabt. Doch er hatte in der Heimat sein Lieb, ein treues Herz, und die Augen Röschens leuchteten ihm auf seinen Wegen voran, und bewahrten ihn vor so vielen Gefahren, denen der unersahrene Jüngling ausgesetzt ist. Der Jüngling, der die reine, keusche Liebe eines jungen Herzens mit hinaus nimmt in die Welt, auf dessen Haupt noch der Segen einer alten Mutter, eines greisen Vaters ruht, der ist mit allen Tugenden ausgestattet, die ihn zum Muster eines Soldaten machen, treu, fromm und wahr.

Der Frühling lehrte wieder, mit ihm die lieben Singvögel, und mit diesen das neuaufgeblühte Röschen des Dorfschulzen. Sie hatte neue Gegenden, neue Menschen kennen lernen, und hatte sich dabei nach dem Schnee der Heimat gesehnt; sie hatte Männer allerlei gesehen, doch keiner dünkte ihr so schön und so kräftig, wie ihr Peter. Und heute am Oftertage da dachte sie so sehnsüchtig an den Geliebten, und konnte den Gedanken an ihn nicht los werden. „Wenn ihm nur nichts passiert ist!“ seufzte sie, als sie das Gesangbuch ergriff, um mit dem Vater in die Kirche zu gehen. Und sie schritt dahin, nicht mehr das blasse Röschen, sondern eine frische erste Frühlingsrose, und aus ihren Augen strahlte das innige Glück, das ihr Herz erfüllte. Da stieß sie plötzlich einen lauten Ruf aus und faßte mit beiden Händen ihres Vaters Arm. Die Dorffstraße herauf kam ein gar schmucker Husarengefreiter, der von weitem schon beide Arme dem Schulzen und seiner Tochter entgegenstreckte. „Röschen! Peter!“ war alles, was sie riefen, und das Mädchen ruhte an der Brust des Geliebten, indes alle Hände sich ihm zum Willkommgruß aus der Menge der Kirchgänger entgegenstreckten. Der Dorfschulze wischte mit der Hand eine Thräne ab, die ihm über die Wange rollte, dann faßte er des Jünglings Hand und betrat mit ihm das Haus Gottes, Der so Großes an seinen Kindern gethan hatte.

An dem Mahle, das heute bei Lorenz hergerichtet wurde, mußte der Pfarrer teilnehmen. Es sollte auf dem Schulzenhose mit dem Auf-

erhebungsfeste ein zweites gefeiert werden, des Erwachens eines neuen Lebens, des Erstehens eines neuen Frühlings für zwei treue Herzen war. Und der, dem es galt, stand nicht da wie ein armer, einfacher Knecht, ihn zierte des Kaisers Rock, den mit Ehre zu tragen der Stolz des Millionärs wie der des ärmsten Unterthans ist. Und die, der das Fest galt, war die reiche, neuaufblühende Tochter des Dorfschulzen, die mehr auf das biedere Mannesherz, als auf den gefüllten Geldsack schaute, die ihr Glück auf die uneigennütige Liebe gründen wollte und nicht auf den Besitz einer verschachtelten Waare. Als aber der Frohsinn und die Freude so recht auf dem Schulzenhose herrschten, da ergriff der wackere Pfarrer das Glas und leerte es auf das Wohl des Brautpaares und auf das Wohl des Schulzen Lorenz, der Liebe und Friede in seinem Hause halten wollte; der lieber sein einziges Kind mit dem Myrtenkranze auf dem Haupte als glückliche Braut sehen wollte, als mit dem Todenkranze auf der Stirn in Kummer und Leid, mit gebrochenem Herzen dahinwelfen zu sehen. Und Gott selbst hatte sein Wohlgefallen daran, denn er hatte dem blaffen Röschen eine rote Farbe auf die Wangen gezaubert, um sie dem erstlehten Glücke zuzuführen.

Das Versprechen das am Ofterfeste die zwei liebenden Herzen sich gaben, wurde ein Jahr später eingelöst. Peter war mit Ehre nach zweijährigem Dienste in die Heimat entlassen worden, und so konnte das unzerreißliche Band der Ehe die Hände Röschens und Peters vor dem Altare umschlingen. Das ganze Dorf nahm Anteil an ihrem Glück, und der Seelsorger stellte das neuvermählte Paar allen als Muster dar. Wohl mußten sie das Glück noch teuer erkaufen, denn Gott verlangte für das Leben, das er dem Röschen wiedergegeben, das Opfer ihres ersten Kindes. Doch es sollte diese Prüfung die einzige düstere Wolke in dieser glücklichen Ehe bleiben. Röschen wurde als Frau immer blühender und kräftiger, und noch viele Jahre lang durste Lorenz und seine Frau sich des Glückes ihrer Kinder freuen, und in ihren Enkelkinder sich wieder verjüngt sehen. Der Schulzenhof aber, das sah jebermann, war fester gebaut auf die kräftigen Arme des armen Peters, als er auf dem klingenden Geldsack eines leichtsinnigen Halbbauern gestanden hätte.

J. W.

Daniel Hirtz †.

Der treue Vote, der fast ein halbes Jahrhundert lang bei dir, lieber Leser, alljährlich mit dem frommen Grusse eintehrte, dir Ernstes und Heiteres erzählte, dich mit den Ereignissen in der großen Welt bekannt machte, unser alter Elsässer Meistersinger Daniel Hirtz ist hinübergegangen in das Reich der Ruhe und des Friedens. Der Mund, der schon im Jünglingsalter Lieder des Lenzes und der Liebe sang, Lieder von frohem Wandern und glücklicher Rückkehr ins Vaterhaus; die Stimme die das Glück der Familie pries und bis an das Lebensende alle auf den Weg rief, der zum wahren Glück, zum alten, treuen Gott führt, ist heute stumm; erloschen ist die Blut der blauen Augen, die je dem so erwärmend entgegenstrahlte, und die Hand, die den Meißel weglegte nur um zur Feder zu greifen ist erstarrt. Doch um das Haupt des Volksängers, das nun im Tode ruht, winden die Leser des Hinkenden Boten einen unermesslichen Kranz, indem sie sein Wort, das sie schon als Kinder vernommen, die Lehren, die sie an den stillen Winterabenden aus seinem unerschöpflichen Duell schöpfen und im Kreise der Ihrigen vorlesen durften auf ewig in den Herzen ihrer Kinder und in dem des Elsässer Volkes eintragen und darinnen bewahren.

Ein guter Mensch ist von uns gegangen, ein treuer Arbeiter des Herrn mußte Feierabend machen.

Als es Abend wurde, und seine Hände ermüdeten, da nahm der alte Vote Abschied von dem Felde, das er 43 Jahre lang gebaut und von allem Unkraut rein gehalten hatte. Im Jahre 1890, 80 Jahre alt, grüßte er die Leser mit folgenden Worten, um dann 1891 den Wanderstab in die Hand seines Nachfolgers zu legen:

Der greise Vote wills heut nochmals wagen,
Wie ers seit vielen Jahren schon gethan,
Und seinen Gruß in schlichten Versen sagen,
Denn bald rückt Neunzig dichterschleiert an!
Was mögen wohl zwölf neue Monden bringen?
Wir wissens nicht; das weiß nur Gott allein!
Und wird dem Voten noch sein Gruß gelingen,
Sollts gar vielleicht der allerletzte sein?
Er legt's getroßt in Gottes Vaterhände,
Der sieht ja immerdar im Regimente!...

In diesen gottergebenen Worten liegt das ganze Wesen, das ganze Thun und Streben unseres Dichters. Er hat sein Talent nicht vergraben, wie der lässige Knecht; er hat das Feuer der Dichtkunst nicht mit unchristlichen oder leichtfertigen Gedanken verunreinigt; er hat

sein ganzes Haus nicht auf Sand gebaut; darum ward ihm auch die Krone des Lebens.

Sein Haus stand fest auf Gott, es war treu im Glauben, auch wenn die Stürme herber Prüfungen es umtosten und einzureißen drohten: Daniel Hirtz sah seine treue Gattin und seinen einzigen Sohn ihm im Tode vorausgehen. Eine Tochter durfte dem Dichtergreife die mühen Augen schließen. Trotz all des Leibes blieb er stark im Glauben, und er fand stets seinen Trost dort, wo wir alle ihn suchen sollen, wohin Gott ihn gelegt hat, in der Heiligen Schrift und in einem treuen, guten Herzen. Die Worte, die er beim Tode seines Sohnes sang sind ein Beweis hierfür:

So dachte ich. — Doch, anders ist's gekommen!
Heut ruht der Liebe in der Mutter Grab!
Er ward den Seinen, ach, zu früh genommen;
Der Herr nahm wieder was Er einstens gab!
Und dennoch sei Sein Name hochgelobet,
Wie wunderbar auch Seine Wege sind!
Der wahre Muth im Unglück sich erprobet,
Durch Gottergebung neue Kraft gewinnt!

Und so wie der Dichter gelebt, so ist er auch gestorben. Der Tod hatte für ihn keine Schrecken, es war der erste Schritt zu dem freudigen Gange zu den lieben Dahingeshiedenen:

Weil hochbejahrt, darf ich die Hoffnung hegen:
Bald wird auch mir die Scheidestunde nah!
In selber Gruft wird man den Müden legen,
Steht er am Ziele seiner Pilgerbahn!
Nach Tod und Grab folgt frohes Wiedersehen,
Das Wiedersehen in einer bessern Welt!
Kein Zweifel gilt! Es muß und wird geschehen:
Was Gott verheißt, Er gewißlich hält!

Daniel Hirtz war am 2. Februar 1804 in Straßburg in dem Hause der Langstraße, das jetzt die Nummer 22 trägt und wo sein Vater das Drechslergewerbe ausübte, geboren. Er besuchte das protestantische Gymnasium bis zur Quinta und verließ die Schule 1816 im Alter von 12 1/2 Jahren, um das väterliche Handwerk zu erlernen.

Im Jahre 1823 unternahm er, dem damaligen Gebrauche gemäß, als Drechslergeselle eine Fußwanderung durch Frankreich, die Schweiz und Deutschland, welche er in seinem 1844 erschienenen Werke „Des Drechslers Wanderschaft“ in schlichter, aber manchmal recht ergöglicher Weise geschildert hat. Als er sich, wie man heute im Handwerksburschenjargon sagen würde, auf die „Walz“ machte, war er 19 Jahre alt. Am 7. April 1823 verließ er Straßburg reicher an Hoffnungen als an klingender Münze. Ueber Colmar, Mülhausen und Basel

begab er sich zunächst nach Bern, wo er einige Monate arbeitete; dann besuchte er Genf, Zürich, Stuttgart, Nürnberg und München, wobei er von Zeit zu Zeit Arbeit nahm, um sich in seinem Handwerk zu vervollkommen und Zehrgrößen für die Weiterreise zu verdienen. Er sah sich dann die Hauptstadt Oesterreichs an und begab sich von Wien über Breslau und Dresden nach Berlin und Hamburg. Nachdem er dann noch einige Rheinstädte besucht, reiste er, immer per pedes apostolorum über Metz und Eprenay nach Paris. Er hielt sich in der

französischen Hauptstadt drei Jahre auf und am 6. Juni 1827 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, die er seither nie mehr auf längere Zeit verlassen hat. Doch war es nicht die Sehnsucht nach der Heimat allein gewesen, die ihn nach Straßburg zurückgeführt hatte; ein anderes Gefühl hatte eine vielleicht noch größere Rolle gespielt. In einem Nachbarhause in der Langstraße wohnte ein junges Mädchen, dem er seine Zuneigung geschenkt hatte, bevor er Straßburg verließ; und inmitten der geräuschvollen Zerstreuungen in Paris hatte er diese Liebe treu im Herzen bewahrt. Nach seiner Rückkehr ließ sich Hirtz als Meister nieder und bald darauf, im Jahre 1829, führte er Sophie Stoll als holbe Meisterin heim. Am 31. Mai 1830 wurde ihm ein Sohn geboren, der wie der Vater den Namen Daniel erhielt.

Hirtz hat in hochdeutscher Sprache und in elsässischer Mundart gebichtet. Letztere Gedichte zählen zu den besten, die wir besitzen.

Auch als Profaschriftsteller hat sich Hirtz einen rühmlichen Namen erworben. Er schrieb folgende Erzählungen: „Der Flüchtling“ (1834), „Religion und Fanatismus“, das erwähnte „Des Drechslers Wanderschaft“ (1844), „Der Jakobstag“ (1838 und 1842), „Der Obillenberg“ (1839), „Die Kurbengasse in Straßburg“, „Der Bauernkrieg“ u. a. m.



„Des Drechslers Wanderschaft“ war das letzte Werk, das der Dichter in Buchform erscheinen ließ. Im Jahre 1849 wendete er sich einer literarischen Thätigkeit zu, die seinen Neigungen und seinem volkstümlichen Talente ganz besonders zusagte: er übernahm die Redaktion des Silbermann'schen „Hinkenden Boten am Rhein“, und vierzig Jahre lang, bis 1891, wo ihn das Alter zwang, sein Amt niederzulegen, war er „Kalendermann“ mit Leib und Seele. Wenn er einem guten alten Bekannten begegnete, so erzählte er mit Vorliebe die neueste

Anekdote, die er für den „Hinkenden“ aufgestöbert hatte, den neuesten Witz, mit dem er die Leser erheitern wollte.

Um dieselbe Zeit sagte er übrigens seiner Drechslerwerkstätte Lebewohl. Im Jahre 1848, als Handel und Wandel arg gehemmt waren, wurde ihm, ohne daß er sich darum beworben hätte, eine Beamtenstelle im Direktorium der Kirche Augob. Konfession angeboten. Diese Stellung legte er vor fünf Jahren, als die Beschwerden des Alters sich fühlbar machten, nieder und zog sich ins Diakonissenhaus zurück, um die letzten Tage seines Lebens in beschaulicher Ruhe zu verbringen.

Die Muse der Dichtkunst ist dem Verstorbenen bis an sein Lebensende treu geblieben. Wenn in den Kreisen seiner Verwandten und seiner Freunde ein freudiges Ereigniß eintrat,

so war er stets mit einem Gelegenheitsgedicht zur Hand, um dieses Ereigniß zu feiern; das letzte und bekannte Gedicht dieser Art galt der im Jahre 1885 gefeierten Hochzeit seines Neffen, des Musiklehrers August Oberdörffer in Straßburg.

Die Hirtz'schen Dichtungen waren weit über die Grenzen des Elsaß hinaus bekannt. Uhland, Justinus Kerner, Zscholke und andere namhafte deutsche Dichter suchten den Drechslermeister in seiner Werkstatt auf und begrüßten in ihm den Sangesbruder. Der Schwerpunkt

feines Schaffens liegt in der Dialektbildung; als Dialektdichter steht er den besten Volksdichtern des Elsaß ebenbürtig zur Seite. Eine besondere Bedeutung hat seine litterarische Thätigkeit durch die soziale Stellung des Dichters erlangt; daß der gottbegnadete Sänger ein schlichter Handwerksmann war, verleihet seiner Persönlichkeit ein charakteristisches und originelles Gepräge, das ihn aus der Menge der heimatischen Dichter scharf hervortreten läßt.

Des Lebens Bitterkeiten hatte der Dahingegangene wie jeder Sterbliche kosten müssen: frühzeitig wurde ihm die treue Gattin entrisen, von der er erzählt, daß ihr Lächeln als Braut ihm die schönsten poetischen Gedanken gegeben habe, und vor fünf Jahren sah er seinen Sohn, den Rentmeister und früheren französischen Kapitän, der ebenfalls ein Dichter von Gottes Gnaden gewesen war, ins Grab sinken. Aber auch viel Freude und Trost ward ihm durch seine Familie bescheert. Von seiner Tochter Sophie, der Gattin des Pfarrers Grözingen in Colmar und seinem Sohne besaß er Enkel und Enkelinnen, welche die Sonne seines Lebensabends waren und an denen er mit allen Fasern seines Herzens hing.

Das Sprichwort, daß der Prophet nichts in seinem Vaterlande gilt, hat sich an Daniel Hirtz nicht bewahrheitet. Es wurden ihm Ehrenbezeugungen der mannichfachen Art zu Theil. Sein 80jähriger Geburtstag am 2. Februar 1884 gestaltete sich zu einer warmen Kundgebung für den greisen Dichter: seine Mitbürger überreichten ihm einen Riesen-Blumenstrauß und im Hause G. Fischbach erschien eine Festnummer betitelt „Steckelburger Tageblatt“, dessen gesammter Inhalt dem Helden des Tages gewidmet war. Wir können unsere dem entschlafenen Dichter geweihte Skizze nicht besser abschließen, als mit den vier Sprüchlein, die in der genannten Festnummer August Stöber seinem Freunde dargebracht hat; die Sprüchlein charakterisiren in trefflichster Weise die Tugenden und Verdienste des Verstorbenen in der vielfachen Stellung, die er im Leben eingenommen hat:

Das erste meiner Sprüchlein gilt
Dem einst'gen Meister von der Drechslerzunft,
Deß Meißel schuf manch liebliches Gebild,
Aus rohem Stoff, zur Zierde für das Haus.

Es gilt der zweite Spruch, den ich bring' aus:
Dem Meister von der Meißlerjängerzunft,
Deß Lieder, schlicht und recht, thun kund,
Daß stets sie flossen aus der Seele Grund.

Und nun, wer ist's der ihn vergessen kann,

Den lieben hinkenden Kalendermann,
Der kräft'gen Schrittes schon so manches Jahr
Aus seiner Botentäsch' uns bringet dar
Geschichten, Märlein, Lieder, Käseflüsse,
Ernstheitern, sinnigen Humor's Ergüsse?
Dem Bürger gilt's, der treu dem Heimatland,
Stets frei und willig hingab Herz und Hand!
Dem heilig alte Sitte, Brauch und Sprache
Und nicht gemacht zu eitler Modestache;
Rein! die geerbte, längst erprobte Güter,
Werth sind der Wahrung dankbarer Gemüter!

Das Leichenbegängniß des Dichters Daniel Hirtz hat Samstag, den 22. April 1893, 3 1/2 Uhr Nachmittags stattgefunden. Nach einer im Diakonissenhause an die Familie von Hrn. Pfarrer Härter gehaltenen Ansprache begab sich der Leichenzug nach der Neuen Kirche. Hinter dem mit Kränzen und Blumen bedeckten Sarge gingen der Tochtermann des Verstorbenen, Hr. Pfarrer Grözingen, und die nächsten Verwandten die Hrn. Jakob Diebold, Gustav Schärer und August Oberdröffer. In dem langen Gefolge, welches dem unvergeßlichen Verstorbenen die letzte Ehre erwies, bemerkte man die Hrn. Petri, Präsidenten des Direktoriums Augsburger Konfession; den Beigeordneten Bergmann, als Vertreter der Stadterwaltung; den Präsidenten des Oberschulrathes Richter; Oberbibliothekar Dr. Barak; Professor R. Reuß; den Generalsekretär des Direktoriums E. Küß; Dr. Albrecht, Mitglied des Oberschulrathes; Stadtrath Seyboth; Salomon, Architekt des Thomastiftes usw.

Unter den Kränzen, welche den Sarg des Verstorbenen schmückten, sind zu erwähnen derjenige der Stadt Straßburg mit der Widmung „Dem Straßburger Meistersinger Daniel Hirtz, die trauernde Vaterstadt“; denjenigen des historisch-literarischen Zweigvereins des „Vogesenklubs“ mit der Widmung: „Dem elsässischen Dichter Daniel Hirtz“; denjenigen der Verleger des „Hinkenden Boten“; denjenigen des Direktoriums Augsburger Konfession.

Gegen 5 Uhr verließ der Leichenzug die Kirche und begab sich auf den Friedhof Saint-Helena, wo der Verstorbene in dem Grabe, in welchem sein im Jahre 1887 verstorbener einziger Sohn ruhte, beigesetzt wurde. Hr. Hadenschmidt Vater trat an das offene Grab und widmete ihm einen Nachruf, den wir hier wiedergeben.

Thurer Freund! Es schlägt die Scheidestunde,
Doch auf Gottes Pfaden ja wir gehen.
Er wird heilen auch die Trennungswunde
Mit dem Himmelsgruße: Wiedersehen!

Wiedersehen! O wenn zu Gottes Ehre
Unsern Liedertönen wird erlaubt

Einzustimmen in der Seligen Chöre
Und zu schauen was wir hier geglaubt.

Dann, o dann was ist das ernste Sterben
Das aus diesem Leben uns entrückt,
Gegen alledem was wir ererben
Das den Knecht den treuen, dort beglückt?
Offne Gruft, du bist uns nimmer Schrecken!
Grabt sie nur und bettet uns hinein,
Der Posaunen Schall wird uns erwecken,
Und es wird dann ein Triumphlied sein!

Bruderherz, nun hast Du ausgeschlagen
Und ein höherer Rathschluß führte aus
Was wir Beide erst vor wenig Tagen
Oft besprochen sonder Angst und Graus.

Wenn wir rückwärts schauten auf die Pfade
Unserer langen Erdenpilgerfahrt,
Und dann aufwärts blickten auf die Grabe,
Die uns Führerin durch's Leben ward.

Sänger! Deine Töne sind verklungen,
Und es schweigt der liederreiche Mund,
Was Du stets und anspruchlos gesungen,
Zeuge war daß Du im höherem Bund.

Meister! Feierstunde hat geschlagen;
Laß die Arbeit, Andre mögen's ihun,
Treuer Knecht! Nach manchen schwülen Tagen
Darfst Du nun in Gottes Hütten ruhn.

Er möge ruhen in Frieden! Wir aber, die
Leser des Hinfenden Botes, werden ihm ein
dankebares Andenken bewahren und uns bemühen
getreu auf dem Wege zu ziehen, auf dem er uns
stets ein leuchtendes Vorbild war. J. W.

Gemeinnütziges.

Wie sind die gefräßigen Raupen auf den Kraut-
feldern zu vertilgen? — Man nehme 25 Gramm
Schilfsalpeter, löse denselben in heißem Wasser
auf, vermehre dann die Lösung mit Wasser bis
zu 20 Liter. Damit begieße man das Kraut,
und die Raupen werden verschwinden. Sollte
man nach zwei Tagen noch lebende Raupen fin-
den, so wiederhole man das Begießen.

Zwei Fliegen auf einen Schlag. —
Manche sparsame Hausfrau unterläßt das Aus-
lüften des Wohnzimmers in der guten Meinung,
es sei Schade um die Wärme in der Stube, und
man könne dadurch manchen Arm voll Holz
ersparen. Die gute Frau weiß erstens den Wert
gesunder Luft nicht zu schätzen und zweitens ihr
Holz nicht zu sparen. In beiden Fällen würde
sie des Morgens vor dem Einheizen Thür und
Fenster Sperrangelweit aufstellen und gesunde,
frische Luft hereinlassen, so gut sie nur draußen
ist. Die Luft vom Zimmer wird vom Ofen aus

erwärmt. Nun haben aber die Wärmestrahlen
des Ofens die eigensinnige Eigenschaft, daß sie
nur durch trockene Luft leicht und gern hindurch
gehen. In einem bemohnten Zimmer ist aber die
Luft von der Ausdünstung und vom Athmen der
Bewohner mehr oder weniger immer feuchter
als die Luft im Freien. Dies sehen wir daran,
daß die Fensterscheiben immer innen schwitzen,
niemals außen. Die feuchte Luft im Zimmer er-
schwert aber den Wärmestrahlen, sich vom Ofen
aus in die Luft auszubreiten. So magst du denn
den Ofen heizen wie du willst, die feuchte Luft
im Zimmer hält die Wärme am Ofen zurück,
ungefähr so, wie wenn du einen dicken Winter-
überzieher um ihn legtest. Der Ofen wird hübsch
warm, aber die Luft im Zimmer bleibt kalt und
erwärmt sich nur sehr langsam. Mit weniger
Holz hast du eher eine warme Stube, wenn du
zuvor ordentlich lüftest, und zudem ist es für
dich und deine Gesundheit viel zuträglicher im
gelüfteten Zimmer.

Schuhwerk wasserdicht zu machen. —
 $\frac{1}{2}$ Liter gefochtes Leinöl, 250 Gramm Hammel-
fett, 100 Gramm Bienenwachs und 60 Gramm
Harz werden auf dem Feuer geschmolzen. Dieses
Gemisch wird warm, aber nicht heiß, mit einem
Pinzel oder einer Bürste auf das gut gereinigte
und trockene Leder, auch auf die Sohle, aufge-
strichen. Am besten ist die Wirkung, wenn man
das Schuhwerk, so lange es noch neu ist, so be-
handelt.

Käse vor Maben und Würmer zu ver-
wahren. — Man legt Johanniskraut neben
oder auf die Käse. Birkenlaub thut auch den
Dienst.

Gefrorene Kartoffeln, wieder gut und
genießbar zu machen, wirft man sie in recht kal-
tes Wasser und lasse sie so lange darin, bis sie
vollständig aufgethaut sind. Unangenehm werden
sie nur dadurch, daß sie an der Luft aufstauen,
dabei werden aber die inneren Gebebe zerrissen.

Mittel gegen den Kornwurm. — Sind
die Kornwürmer in das Getreide gekommen, so
streut man Bohnennehl über den Getreidehau-
fen, und sofort fliehen die Würmer nach allen
Seiten hin. Es ist daher davor zu warnen,
Bohnen oder Erbsen in Getreidespeichern aufzu-
bewahren, da die Würmer sofort diese verlassen
und in das Getreide einbrechen.

Getränke. — Bei großer Hitze trinkt viel
heißen schwarzen Kaffee. Das einzige und
beste Mittel! Nur keine geistigen Getränke!



Der Empfang des deutschen Kaiserpaars in Luzern.

Seine Majestät Kaiser Wilhelm II. in Italien und in der Schweiz.

(Mit einem großen und zwei kleinen Bildern.)

Ankunft in Rom.

Am 22. April 1893 feierte der König Humbert von Italien seine silberne Hochzeit. Bei dieser Gelegenheit empfing er den Besuch einer Reihe fremder Fürstlichkeiten, darunter den S. M. des Kaisers Wilhelm II. und dessen Gemahlin, der Kaiserin Viktoria Augusta. Eines unserer beiden kleinen Bilder stellt die Ankunft des deutschen Kaiserpaars in Rom dar. Wir haben erklärend folgendes zu berichten: Es herrschte prächtiges Wetter und die altehrwürdige Stadt machte mit ihrem Flaggenschmuck und die durch die Straßen wogenden Menschenmengen einen festlichen Eindruck. Schon um 11 Uhr Vormittags — nahezu 2 Stunden vor der Zeit, auf welche die Ankunft des hohen Gastes angekündigt war, war der Verkehr unterbrochen und vom Bahnhof nach dem Quirinal (dem königlichen Schlosse) ein Militärkorps gezogen. Auf dem Bahnhof waren die Mitglieder der deutschen Botschaft, eine Vertretung der Bodenheimer Husaren, die Herren des Archäologischen Instituts und des Historischen Seminars, der Konsul, sowie eine Anzahl junger Mädchen und Kinder der deutschen Kolonie unter Führung der Gattin des Konsuls zur Begrüßung des Kaiserpaars anwesend. Pünktlich um 12 Uhr 50 Min. fuhr der kaiserliche Extrazug in die Bahnhofshalle ein. Die Musik der Ehrenkompanie stimmte die Preussische Hymne an, die Königsfamilie und die Minister traten auf den Perron hinaus. Schon vom Wagen aus winkte S. M. der Kaiser ihnen freundlich zu; rasch stieg er aus, küßte der Königin Margarethe die Hand, während König Humbert der Kaiserin die Hand reichte, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein. (Dieser Augenblick ist auf unserem Bilde dargestellt). Darauf überreichten die jungen Mädchen der deutschen Kolonie der Kaiserin ein Bouquet, während der Kaiser mit dem Prinzen von Neapel und den Ministern Giolitti und Brin sprach. Beim Hinaustreten auf den Bahnhofesplatz intonierten die Musikkorps die preussische Hymne. Der König stieg mit dem Kaiser in den ersten Wagen, die Königin nahm mit der Kaiserin im zweiten Wagen Platz. Auf dem ganzen Wege bis zum Quirinal wurden die Souveräne ununterbrochen warm begrüßt. Auf dem Quirinalplatze war die Menge lebendiger gebrängt; 22 Vereine hatten hier ihre

Aufstellung genommen und bereiteten den Monarchen bei ihrer Vorbeifahrt eine stürmische Ovation. Mit „Viva l'Italia“ wechselte „Viva l'Alleanza“ und „Viva la Germania!“ Da die Rufe und das Beifallkrachen der Menge fortbauerten, nachdem die Monarchen bereits den Quirinal betreten hatten, trat das Kaiserpaar mit dem Prinzen von Neapel auf den Balkon hinaus, um zu danken. Der Kaiser verneigte sich leicht vor der Menge, während die Königin glücklich lächelnd den Gruß durch Schwenken ihres Taschentuches erwiderte.

Der Besuch im Vatikan.

Gelegentlich seines mehrere Tage dauernden Aufenthaltes stattete das deutsche Kaiserpaar auch Seiner Heiligkeit dem Papst Leo XIII. einen Besuch ab. Am 23. April, kurz vor 3 Uhr Nachmittags, fuhren Ihre Majestäten mit Gefolge in den preussischen Hofswagen nach dem Vatikan. Auf dem Wege dorthin bildeten die italienischen Truppen Spalier und erwiesen Ihren Majestäten die militärischen Ehren. Ein zahlreiches Publikum wohnte der Auffahrt bei. Die Majestäten stiegen im Corte di Damato aus und wurden vom Großmeister Fürst Ruspoli und andern Hofwürdenträgern empfangen. Die adelige Leibgarde und die Schweizergarde erwiesen die militärischen Ehren. Der Papst empfing Ihre Majestäten an der Thüre des Gelben Saales, in welchem die Majestäten Platz nahmen. (Dieser Augenblick ist auf einem zweiten kleinen Bilde dargestellt). Nach einem vierstündigen Gespräche, während dessen der Papst S. M. der Kaiserin ein aus dem Atelier des Vatikan's hervorgegangenes Mosaikbild, die Basilika auf dem Petersplatze zu Rom überreichte, zog sich die Kaiserin zur Besichtigung der vatikanischen Sehenswürdigkeiten zurück. Der Kaiser verweilte dann ungefähr eine Stunde allein mit dem Papste. Dieser geleitete den Kaiser durch mehrere Säle, obschon dieses gemäß dem bisher erfolgten Zeremoniell nicht üblich ist. Bei dieser Gelegenheit schenkte der Kaiser dem Papste ein koloriertes photographisches Gruppenbild der kaiserlichen Familie. Der Papst war darüber sehr erfreut; er bemerkte, er werde das Bild neben dasjenige des Kaisers Wilhelm I. stellen, welches ihm nach dem Tode des Kaisers



Ankunft in Rom.

Seine Majestät Kaiser Wilhelm II. in Italien und in der Schweiz.

(Mit einem großen und zwei kleinen Bildern.)

Ankunft in Rom.

Am 22. April 1893 feierte der König Humbert von Italien seine silberne Hochzeit. Bei dieser Gelegenheit empfing er den Besuch einer Reihe fremder Fürstlichkeiten, darunter den S. M. des Kaisers Wilhelm II. und dessen Gemahlin, der Kaiserin Viktoria Augusta. Eines unserer beiden kleinen Bilder stellt die Ankunft des deutschen Kaiserpaars in Rom dar. Wir haben erklärend Folgendes zu berichten: Es herrschte prächtiges Wetter und die altehrwürdige Stadt machte mit ihrem Flaggen Schmuck und die durch die Straßen wogenden Menschenmengen einen festlichen Eindruck. Schon um 11 Uhr Vormittags — nahezu 2 Stunden vor der Zeit, auf welche die Ankunft des hohen Gastes angekündigt war, war der Verkehr unterbrochen und vom Bahnhof nach dem Quirinal (dem königlichen Schlosse) ein Militärkordon gezogen. Auf dem Bahnhof waren die Mitglieder der deutschen Botschaft, eine Vertretung der Bodenheimer Husaren, die Herren des Archäologischen Instituts und des Historischen Seminars, der Konsul, sowie eine Anzahl junger Mädchen und Kinder der deutschen Kolonie unter Führung der Gattin des Konsuls zur Begrüßung des Kaiserpaars anwesend. Pünktlich um 12 Uhr 50 Min. fuhr der kaiserliche Extrazug in die Bahnhofshalle ein. Die Musik der Ehrenkompagnie stimmte die Preussische Hymne an, die Königsfamilie und die Minister traten auf den Perron hinaus. Schon vom Wagen aus winkte S. M. der Kaiser ihnen freundlich zu; rasch stieg er aus, küßte der Königin Margarethe die Hand, während König Humbert der Kaiserin die Hand reichte, um ihr beim Aussteigen behülflich zu sein. (Dieser Augenblick ist auf unserem Bilde dargestellt). Darauf überreichten die jungen Mädchen der deutschen Kolonie der Kaiserin ein Bouquet, während der Kaiser mit dem Prinzen von Neapel und den Ministern Giolitti und Brin sprach. Beim Hinaustrreten auf den Bahnhofesplatz intonirten die Musikkorps die preussische Hymne. Der König stieg mit dem Kaiser in den ersten Wagen, die Königin nahm mit der Kaiserin im zweiten Wagen Platz. Auf dem ganzen Wege bis zum Quirinal wurden die Souveräne ununterbrochen warm begrüßt. Auf dem Quirinalplatze war die Menge lebensgefährlich gedrängt; 22 Vereine hatten hier ihre

Aufstellung genommen und bereiteten den Monarchen bei ihrer Vorbeifahrt eine stürmische Ovation. Mit „Viva l'Italia“ wechselte „Viva l'Alleanza“ und „Viva la Germania!“ Da die Rufe und das Beifallklatschen der Menge fortbauerten, nachdem die Monarchen bereits den Quirinal betreten hatten, trat das Kaiserpaar mit dem Prinzen von Neapel auf den Balkon hinaus, um zu danken. Der Kaiser verneigte sich leicht vor der Menge, während die Königin glücklich lächelnd den Gruß durch Schwenken ihres Taschentuches erwiderte.

Der Besuch im Vatikan.

Gelegentlich seines mehrere Tage dauernden Aufenthaltes stattete das deutsche Kaiserpaar auch Seiner Heiligkeit dem Papst Leo XIII. einen Besuch ab. Am 23. April, kurz vor 3 Uhr Nachmittags, fuhren Ihre Majestäten mit Gefolge in den preussischen Hofwagen nach dem Vatikan. Auf dem Wege dorthin bildeten die italienischen Truppen Spalier und erwiesen Ihren Majestäten die militärischen Ehren. Ein zahlreiches Publikum wohnte der Auffahrt bei. Die Majestäten stiegen im Corte di Damato aus und wurden vom Großmeister Fürst Ruspoli und andern Hofwürdenträgern empfangen. Die abelige Leibgarde und die Schweizergarde erwiesen die militärischen Ehren. Der Papst empfing Ihre Majestäten an der Thüre des Gelben Saales, in welchem die Majestäten Platz nahmen. (Dieser Augenblick ist auf einem zweiten kleinen Bilde dargestellt). Nach einem vierstündigen Gespräche, während dessen der Papst J. M. der Kaiserin ein aus dem Atelier des Vatikans hervorgegangenes Mosaikbild, die Basilika auf dem Petersplatze zu Rom überreichte, zog sich die Kaiserin zur Besichtigung der vatikanischen Sehenswürdigkeiten zurück. Der Kaiser verweilte dann ungefähr eine Stunde allein mit dem Papste. Dieser geleitete den Kaiser durch mehrere Säle, obschon dieses gemäß dem bisher erfolgten Zeremoniell nicht üblich ist. Bei dieser Gelegenheit schenkte der Kaiser dem Papste ein kolorirtes photographisches Gruppenbild der kaiserlichen Familie. Der Papst war darüber sehr erfreut; er bemerkte, er werde das Bild neben dasjenige des Kaisers Wilhelm I. stellen, welches ihm nach den Tode des Kaisers



Kunst in Rom.



Der Besuch im Vatikan.

von der Kaiserin Augusta zugesandt worden ist. Nachdem hierauf das kaiserliche Gefolge dem Papste vorgestellt worden war, verabschiedete sich der Kaiser vom Papste, welcher Se. Majestät bis zur Thür des Saales geleitete. Um 4 3/4 Uhr begaben sich die Majestäten in dem vier-spännigen preussischen Hofwagen nach der preussischen Gesandtschaft beim Vatikan zurück.

Der Empfang in Luzern.

Bei der Rückkehr aus Italien nahm das deutsche Kaiserpaar seinen Weg durch die Schweiz. In Luzern wurde es von den Vertretern der schweizerischen Bundesregierung feierlich begrüßt. Nachstehend wollen wir eine kurze Schilderung der Reise von der Schweizer Grenze bis nach Luzern geben, wo der auf unserem großen Bilde dargestellte Empfang stattfand. Es war an einem wunderschönen Maimorgen (2. Mai). Um 7 Uhr rückte die Urner Ehrenwache unter dem Kommando des Hauptmanns Andreas Huber ein und bildete Spalten zwischen dem Bahnhof in Fluelen und dem Landungsplatz des Salonbootes „Stadt Luzern“. Die Truppen waren in vollständiger Felbausrüstung erschienen. Den kaiserlichen Extrazug erwarteten außer der deutschen Gesandtschaft in Bern schweizerische Beamte und Offiziere. Um 8 Uhr 19 Min. traf der Hofzug ein; die Stadtmusik Luzern spielte die Nationalhymne. Die gegenseitige Vorstellung und Begrüßung erfolgte auf dem Stationsplatz und dauerte ca. 15 Minuten. Der Kaiser und die Kaiserin wechselten mit jedem der ihnen vorgestellten Herren einige freundliche Worte. Der Kaiserin wurde ein wundervolles Bouquet überreicht. Der Weg zur Schifflande war ganz mit Teppichen belegt. Um 8 Uhr 30 Min. fuhren die hohen Gäste ab unter freundlichem Zwinkern zum anwesenden Publikum. Einige Minuten später fuhr auch der Hofzug mit dem Gefolge und der Dienerschaft nach Luzern. Beim Verlassen des Bahnhofes erstattete Hauptmann Huber den militärischen Rapport über den Bestand der Ehrenkompagnie, die in strammer Haltung, selbstmäßig ausgerüstet, den Mantel auf den Tornister gerollt, das Gewehr angehängt, einen trefflichen Eindruck machte. Kurz nach halb 9 Uhr verließ das erste Schiff mit dem Kaiser und seinem Gefolge, sowie mit den offiziell eingeladenen Persönlichkeiten an Bord das Ufer; ihm folgte unmittelbar die

„Italia“ mit der Stadtmusik. Während der Fahrt war die Kaiserin von so natürlicher Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, daß sie sich im Sturm aller Herzen auch die der hartgesottensten Schweizer Demokraten gewann.

Die ganze Reise nach Luzern war vom Wetter in außerordentlicher Weise begünstigt. Während das reichbewimpelte Schiff die Fluten durchschnitt und die klassische Stätte des Rütli und das Schillerdenkmal passirt, Donneren die Mürser vom Azenstein und von andern Höhen herunter ihren Gruß. Das kaiserliche Paar war sichtlich entzückt vom herrlichen Anblick, den der Bierwalskättersee bot. Man kam Luzern in Sicht. Am Duai stand eine dichtgebrängte Menschenmenge Kopf an Kopf. Der Landungssteg beim Schweizerhof, flankirt von zwei Pyramiden, auf denen sich die allegorischen Figuren der „Germania“ und „Helvetia“ erhoben, war nach beiden Richtungen längs des Duais von Zehntausenden umlagert. Es war 11 Uhr, als das kaiserliche Schiff anließ. Das Kaiserpaar wurde unter einem Baldachin vom Bundespräsident, dem Vizepräsidenten und Bundesrat Lachenal nebst militärischem Gefolge bewillkommt. Der Kaiser, der die kleine Husarenuniform und Mütze trug, ging die Truppenfront ab und ließ alsdann die Dragoner an sich vorbeifiliren, während vor dem Schweizerhof, gegenüber welchem gelandet worden, junge Mädchen in Tracht der vier Waldstätte J. M. der Kaiserin Bouquets überreichten.

Der Kaiser und die Kaiserin, welche durch das herrliche Wetter und den freundlichen Empfang sichtlich vergnügt gestimmt schienen und recht wohl ausfahen, unterhielten sich lebhaft mit der bundesrätlichen Delegation, worauf man sich zum Speisesaal begab, in dessen prächtig decorirtem Raume eine hufeisensförmige Tafel zu 42 Gebeden der Festgäste harrte. Während der Festtafel stand der Bundespräsident Schenk auf, um einen Trinkspruch auf die kaiserlichen Majestäten auszubringen, worauf Kaiser Wilhelm auf das Wohl der Schweiz, der Schweizer und des Präsidenten der Eidgenossenschaft trank. Seine Rede wurde mit außerordentlichem Beifall aufgenommen. Nach dem Festmahl setzten Ihre Majestäten die Weiterreise per Bahn nach Basel fort. Bei ihrer Abreise wurden ihnen von der Luzerner Bevölkerung begeisterte Ovationen bereitet.

Die gebrochene Kraft.

(Mit Illustration).

I.

Ein braver Geselle.

Es ist fünf Uhr des Morgens. Schon sendet die heiße Julisonne ihre ersten Strahlen über das Städtchen; in den Gebüsch und auf den Zweigen der Bäume singen die munteren Vögel ihr Morgenlied. Aufjauchzend zieht die Schwalbe ihre Bogen und Windungen über den noch stillen Häusern, oder schwebt leicht und flink durch die engen Gassen, um den hungrigen Jungen das Frühstück zu holen. Neugierig und froh sitzt der Spatz auf dem untersten Dachziegel und blickt gierig nach dem gegenüberliegenden Hause, wo im Erdgeschoß an der Schuhmacherwerkstätte soeben ein Laden aufgestoßen worden war, und unter dessen Fenster ein glückliches, freudiges Augenpaar zum Himmel ausblickt, dabei einige Brotkrümchen auf das Gesims streuend. Kaum war der schwarze Lockenkopf verschwunden, als der hungrige Spatz herbeiflog, um den täglich gedeckten Tisch zu besuchen und furchtlos sich gütlich zu thun. In der Werkstätte aber erklingt eine reine Männerstimme, und die Töne eines bekannten Volksliedes unterbrechen die Stille des Morgens, begleitet von den regelmäßigen Schlägen des Schusterhammers, der auf dem glatten Kieselstein die Sohlen dichtet. Es war ein herzerfreuender Anblick, diesen jungen Mann so lebensfroh und sorgenfrei an der Arbeit zu sehen. Und so heiter das Aeußere des Gesellen Anton war, so fröhlich war auch sein Herz, glücklich und zufrieden. Diese Glückseligkeit strahlte dem jungen Manne aus den Augen, als nun die Thür des gegenüberliegenden Hauses geöffnet wurde, und ein hübsches, blondhaariges Mädchen auf der Gasse erschien. „Guten Morgen, Toni!“ rief sie lächelnd ihm zu und reichte ihm zum Fenster hinein die Hand. „Guten Morgen, Hannchen!“ rief der Geselle freudig und brüchte die dargebotene Hand innig, so daß Hannchen vor Freude errötete. Dann ging sie, das Körbchen am Arm, die Gasse hinab, während Toni's Stimme freudig erklang:

Nicht Gold und nicht Edelstein
Suchet mein Sinn;
Werd ich erst Meister sein,
Wirst du Meisterin!

Da ging die Thür der Werkstätte auf, und gähnend kam der Lehrbube Michel herein. Die Augen des Gesellen verbüßerten sich, als er die verschlafene Gestalt erblickte, und nicht sehr

freundlich sprach er: „Schon wieder halb sechs! Kannst Du nicht früher aufstehen, müssen Dich die Spazgen immer eine Stunde lang herauspfeifen? Schweigend setzte sich Michel an sein Tischchen und starrte teilnahmslos auf seine Werkbank. Die Worte des Gesellen hatten nicht den geringsten Eindruck auf ihn gemacht: in einigen Wochen wird seine Lehrzeit zu Ende, und er selbst ein freier Schustergeselle sein. Dieser Gedanke allein beschäftigte ihn in diesem Augenblicke, und diese frohe Hoffnung brachte endlich auch etwas Leben in seinen müden Körper. Er griff zur Arbeit und sagte: „Heute hätte ich noch drei Stunden geschlafen, denn ich bin erst um 2 Uhr zu Bette.“ Ueberrascht drehte sich Toni nach dem Sprechenden um und sah nun sein blasses, gelbes Gesicht, und zwei matte Augen, die verschmigt auf ihm ruhten. Es kostete den Gesellen eine kleine Ueberwindung, sich in ein Gespräch mit dem vorwitzigen Lehrbuben einzulassen, endlich sprach er: „Um zwei Uhr ins Bett, warst Du vielleicht . . .“ — „Natürlich war ich!“ rief lachend und triumphierend der Michel. „Ich war gestern Abend mit meinem Alten in der Versammlung, und da schmeckt einem natürlich die Arbeit nicht mehr! Ach, wenn nur einmal der verheißene Tag, von dem gestern die Rede war, für uns arme Kerle kommen wollte!“

Unwillig hatte Toni sich abgewandt, und in seinem Herzen kämpfte Groll und Mitleid für den verführten Jungen. Letzteres siegte endlich, und der Geselle überlegte hin und her, wie er den Burschen behandeln müsse, um ihn von der gefährlichen Bahn zu ziehen. An dem Meister konnte er keine Stütze finden, der war alt und gebrechlich und konnte kaum mehr seinem Handwerke vorstehen. Endlich sprach Toni: „Nun, einen Vorgeschnack zu dem verheißenen Tage scheinst Du gestern bekommen zu haben, und wie es scheint, fehlt selbst heute der Kagenjammer nicht. Ich wünsche nur, daß Du und alle, die auf der Versammlung waren, nicht mit einem größeren Kagenjammer dereinst aufwachet, denn die verführten Menschen thun mir in der Seele leid!“ — „Ach was, leid!“ rief Michel; „Ihr hättet da sein sollen, Toni, und Ihr würdet dann heute nicht so reden. Ich habe gestern Abend oft an Euch gedacht, und wie Ihr von Morgens bis Abends hier sitzt und dem Meister das Geld verbient, der Euch davon nur einen Hungerlohn giebt.“

Verwundert und erschreckt blickte Toni auf den Burschen, als hätte er falsch gehört. Aber nein, der da saß, der blasse Lehrbube, hat wirk-

lich so gesprochen, er hat die gehörte Lehre gut aufgenommen. Seine Worte klangen großend, als er nun antwortete: „Michel, Du bist noch ein Lausbube, hörst Du, und solche Dinge verstehst Du erst recht nicht, und ich, der Geselle, verbiete Dir ein für allemal, hier in der Werkstatt solche Worte zu reden. Doch höre! Dein Herz ist noch jung und weich wie Wachs; es nimmt willig Eindrücke auf, gute und schlechte, dafür kenne ich Dich seit drei Jahren; aber wenn Du fernherhin fortfährst, diesen Einflüsterungen Dein Ohr und Herz zu öffnen, so bist Du verloren!“

Michel lachte laut auf bei diesen Worten und sprach: „So schnell ist heute keiner mehr verloren, der zu den Arbeitern hält! Eher werden die Meister zu Grunde gehen, als wir. Uns gehört die Zukunft, hat gestern Abend ein gelehrter Herr gesagt, und der muß es wissen, denn alle nannten ihn „Herr Doktor!“ Michel glaubte damit einen richtigen Trumpf ausgespielt zu haben und blickte triumphierend auf den Gesellen. Doch dieser lachte und sprach: „Also deswegen muß es wahr sein, weil es ein Herr Doktor gesagt hat! Aber allerdings, das Volk würde heute noch auf dem festen und sichern Boden gehen, den die Alten gepflastert haben, ohne die gelehrten und halbgelehrten Doktoren, die trotz ihrer Wissenschaft es in der Welt zu nichts bringen konnten, teils weil sie zur Arbeit zu faul, teils weil sie in keine anständige höhere Gesellschaft ihres Betrages wegen passen, teils weil sie höher hinaus wollten, als sie konnten, und nun ihren Groll der Gesellschaft gegenüber zeigen, indem sie das Volk ablocken von der guten Straße, irreführen auf Nebenwege, in Sumpf und Kot, in Elend und Verzweiflung. Und das Volk der Arbeiter sieht vor lauter Lustschlösser und Schlaraffenland den Sumpf nicht, in den es geraten ist. Wenn es aber bis zum Halse darinnen steckt, werden eure gelehrten Doktoren verschwunden sein, und die Wolle von all den geschorenen Hammeln mit sich genommen haben. Mein, Michel, glaube mir. Ein tüchtiger, braver Meister sein und werden, das soll Dir vor-schweben. Ich komme mit dem Lohn, den ich erhalte, gut aus und spare sogar noch etwas, weil ich zufrieden bin mit dem, was ich habe, und nicht höher hinaus will. Und unser Meister, dem ich das Geld verdiene, hat auch seine liebe Not, die zwei Jahresenden glücklich zusammen-zuknüpfen; und wenn er sein Leder, sein Hand-werkzeug, kurz alles bezahlt hat, um was wir uns nicht zu kümmern brauchen, so bleibt ihm nicht mehr als mir, dem Gesellen, nur daß ich

sorgenfreier leben kann. Meister werden, einen Hausstand gründen, ein ehrlicher Bürger sein, das ist nun einmal mein erwünschtes Gut, das will ich mir erringen!“

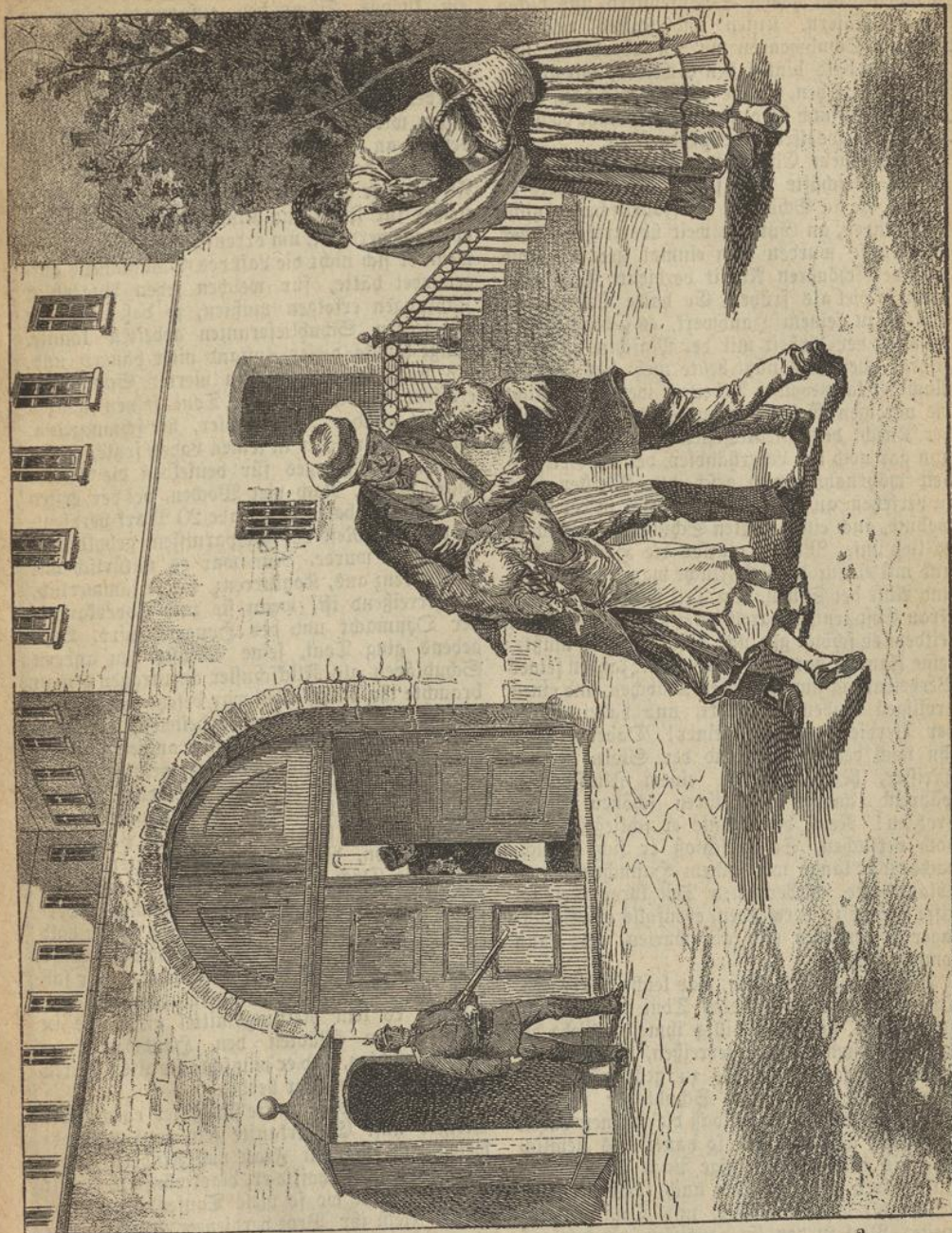
Michel zuckte nur geringschätzig mit den Achseln über diese Worte, fing an zu hämmern und pfiff ein Gassenliedchen dazu. Armer Toni! Wie schön ist dein Hoffen, und wie bald solltest du aus deinen schönen Träumen ins nüchterne Leben versetzt werden!

II.

Ein enttäuschter Meister.

Hannchen war ein einfaches, schlichtes Mädchen, dessen Sinn mehr nach Gebiegenheit stand als nach Puß und Tand. Ihr schönes Paar lag in dichten Zöpfen um den Kopf gewunden, und wenn sie des Sonntags im sauberen Kleide ausging, war sie lieblicher, als so manche mit geschenktem Hut, flatternden Bändern und à la Moderoc. Dafür aber auch zeigte ihr Büchlein eine hübsche ersparte Summe auf, und in ihrem Kasten lagen schön auf-geschichtet weiße Hemden und ein vollständiges Bett. Kurz bei ihr hieß es nicht wie bei vielen: Oben hut, unten pfui! Toni, der Geselle, hatte sie in sein Herz geschlossen, sie war ihm auch gut, ihre beiderseitigen Ersparnisse genügten, um einen bescheidenen Hausstand zu gründen; so stand nichts ihrem Glück im Wege, und bald war Hannchen Frau Meisterin. Der alte Schuhmachermeister hatte dem braven Gesellen um eine geringe Vergütung seine Werkstatt ab-getreten, und von früh morgens bis abends saß Toni, der Meister, vor der Werkbank und arbeitete. Seine Einkäufe besorgte er selbst, bezahlte sein Leder baar, und mied besonders die Leberhändler. Wohl mußte er beim Gerber etwas mehr bezahlen, erhielt aber auch dafür eine gute Waare, und seine Schuhe hielten wohl drei Paar von denen aus, die um die Hälfte des Preises geliefert wurden.

Außer ihm waren noch mehrere Schuhmachermeister im Städtchen, doch die Anzahl der Hand-werkmeister kann nur für den Einzelnen ein Sporn zu gebiegener Arbeit und guter Be-dienung sein; denn herzerfreuend ist die Kon-kurrenz, wenn sie den Wettstreit gesunder und blühender Kräfte entfaltet. Unter diesen Meistern aber waren einige mit Vermögen, die bald ein-sahen, daß sie ihr Geld auf eine leichtere Weise arbeiten lassen könnten, als wenn sie selbst tag-tätlich mithülfsen. So kam es, daß zuerst der eine, und bald darauf ein zweiter die altersgraue Werkstatt in einen eleganten Möbeladen um-



Die gebrochene Kraft.

wandelte, mit hohen Schaufeln und dicken Spiegelgläsern. Kisten und Kästen, voll der feinsten Schuhwaaren wurden abgeladen, und prangten bald hinter den Scheiben, mit großen Zahlen versehen, welche ankündigten daß, wenn auch Fleisch und Brot teuer, die Schuhe doch um die Hälfte wohlfeiler geworden seien.

Mit neuem Eifer widmete sich unser Toni seinem Geschäfte und suchte Meisterwerke zu liefern, die an Schönheit den Fabrikshuhen nicht nachstanden, an Güte sie weit übertrafen. Aber die Preise wurden nun einmal gedrückt, und trotz der schöneren Arbeit verdiente Toni nicht mehr so viel als früher. Er hatte Talent, viel Talent zu seinem Handwerk, es gelang ihm in Feinheit der Arbeit mit der Maschine zu wetteifern, aber was nützt heute mehr das Talent! Auch der talentvollste Arbeiter, wenn ihm nicht die nöthigen Geldmittel zur Seite stehen, bleibt der Knecht des talentlosesten Fabrikherrn. Als nun gar noch der Lederhändler, der die Gelegenheit wahrnahm, dem geschickten Meister eines zu versehen, an der Ecke der Gasse, in der Toni wohnte, auch einen dritten Schuhladen eröffnete, da ließ unser Meister mutlos die Hände sinken, und mit einem berben Fluche warf er Hammer und Aehle bei Seiten. Ein Teil seiner und seiner Frau Ersparnisse waren bereits drauf gegangen, seitdem er schön, gut und billig arbeiten mußte, seine Familie hatte sich in den drei Jahren seiner Verheirathung um ein liebes Mädchen und einen brolligen Buben vermehrt, und dabei wurde der Verdienst immer kleiner! Dabei erfasste ihn noch der Ehrgeiz und der Stolz. Er der Meister, herabsinken zu einem Flickschuster, während andere mit ihren schönen Läden prokzten! Nein, das konnte er schließlich auch noch versuchen. So entschloß er sich endlich, nachdem er lange mit seinem Hannchen beratschlagt hatte, wieder einen Teil ihrer Ersparnisse darauf zu verwenden, ebenfalls ein Schuhlager zu errichten und abzuwarten, was dann kommen würde.

Was da nun aber kam, war leicht zu erraten. Die alten Kunden unseres Toni konnten nun auf einmal nicht mutwillig ihm zu Liebe die früheren festen Schuhe zerreißen, um nach der leichteren eleganten Waare zu gehen; für die Dorfkundschaft lag sein Schuhlager viel zu abseits, abgesehen davon, daß die schönen Läden diese ganz anzogen, und so dauerte es ziemlich lang bis endlich nur einige Paar Schuhe verkauft waren. Aber da kam auch schon die Zeit, wo bezahlt werden mußte, und Toni griff ein zweites Mal zu den Ersparnissen, die nun auf

ein kleines Sümmechen zusammengeschnitten waren. Dabei mußte er täglich angestrongter arbeiten als früher, denn die Fabrikshuhe, die nur gemacht sind, um in den Laden gestellt zu werden, aber nicht um viel darin zu gehen, zerrißen wie Zunder, und mußten, kaum ausgebessert, an einer anderen Stelle geflickt werden. So sank der talentvolle Meister dennoch zum Flickschuster herab, aber immer noch arbeitete er fleißig für Frau und Kinder und immer hätte er genug verdient, um ordentlich leben zu können, wenn er sich nicht die Last des Schuhladens aufgebürdet hätte, für welchen jeden Augenblick Zahlungen erfolgen mußten, so daß er gerade für seinen Schuhliferanten arbeiten konnte. Lange konnte dieser Zustand nicht dauern, und, als nach kurzer Zeit ein vierter Schuhladen eröffnet wurde, verkaufte Toni seinen ganzen Vorrat an den Lederhändler, der schmunzelnd, ihn zum Verkäufer in seinen Laden setzte, wofür er um ein Geringes für denselben die Schuhe flicken mußte. Nach vier Wochen, bei der ersten Abrechnung, hatte er gerade 20 Mark verdient, so daß der Rest der Ersparnissen geholt und verbraucht wurde. Nun war es natürlich mit Konkurrenz aus, Konkurrenz, die ja jämmerlich, herzerreißend ist, wenn sie zum Tobekampfe der Dohnmacht und des Hungers wird. Vergabens ging Toni, seine Dienste den andern Schuhläden als Flickschuster anzutragen; man brauchte ihn nicht, alles war besetzt von Leuten, die um geringeren Lohn arbeiteten, als man dem ehemaligen, braven Meister anbieten wollte. Und doch, er ließ sich noch nicht niederschlagen. Mit einem schweren Korbe auf dem Rücken, ging er einmal wöchentlich hinaus auf die Dörfer um mit leichten Schuhen und Pantoffeln zu hausieren, die er bei angestrongter Arbeit anfertigte. Doch des Abends kehrte er müde und verzweifelt, oft nur mit einigen Pfennigen Verdienst zurück. Sein Handwerkszeug wurde bald ein Stück nach dem andern verkauft, ebenso manches Stück aus der Haushaltung. Er sah nun ein, daß gegen die Spekulation und das Kapital es kein Rettungsmittel giebt, die in allen kleinen Städten den Handwerker zu Grunde richten, und er wünschte die alten Zeiten der Innungen wieder herbei.

Ein letztes Mal raffte sich unser ehemaliger Meister auf. Er verkaufte sein ganzes Hauswesen und zog mit Frau und Kindern in die Großstadt. Dort hoffte er, die erwünschte Arbeit zu finden, dort wo so viele Tausende mit ihrer Hände Fleiß ihr Brot verdienen. Mit Grauen aber sah er in der Stadt eine geschlossene

Schar von Leuten, die den Eingewanderten entgegenstanden, die darin geboren sind, durch die die meisten Pläze besetzt wurden. Was nützte es ihm, auf seine Kenntnisse hinzuweisen, auf seinen Meisterbrief zu pochen: das waren Dinge, die man früher brauchte, heute aber braucht man nur Geld und wieder Geld um damit auf den Ruin des Konkurrenten arbeiten zu können. In seiner Verzweiflung nahm er endlich die Stelle eines Ausläufers in einem großen Schuhgeschäfte an. Der Herr desselben war ein behäbiger Bäckermeister, der sich zur Ruhe gesetzt hatte. Als ihm die Einkünfte aus seinem angesammelten Kapital nicht hinreichten für das üppige Leben, das er führte, verwandte er es in der Schuhpekulation und eröffnete einen reichen Laden. Dieser stellte den Toni als Ausläufer ein, in der Absicht, ihn in den freien Augenblicken als Flickschuster zu benützen, und so manchen Flickerlohn zu ersparen. Wohl hätte der farge Lohn ausgereicht, um mit der Familie kümmerlich leben zu können, wenn Toni nicht in die Gesellschaft der Unzufriedenen geraten wäre, die ihn vollends dem Verderben zuführten.

III.

Die gebrochene Kraft.

Mehrere Wochen schon stand Toni in seiner neuen Thätigkeit und lief und arbeitete zur vollen Zufriedenheit seines Arbeitgebers. Eines nur war ihm aufgefallen, daß in letzter Zeit die Reparaturarbeiten sich täglich mehrten, und er angestrongter arbeiten mußte, ohne dafür eine angemessene Entschädigung zu bekommen. Heute hat er es endlich gewagt, den Bäckermeister und Schuhverkäufer um einen höheren Lohn zu bitten. Da kam er aber schön an! Mit höhnischen Worten wurde er abgewiesen und ihm bedeutet, daß, wenn es ihm nicht genug wäre, bereits zwei andere da seien, ihn zu ersetzen. Mit einem derben Fluche warf Toni, in seine Werkstätte zurückgekehrt, seinen Schurz auf den Stuhl und entfernte sich früher als gewöhnlich. Sein Unglück führte ihn in eine Kneipe, wo er bei Schnaps und Kartenspiel mehrere Männer sitzen fand. Einer derselben erkannte ihn und lud ihn ein bei der Gesellschaft Platz zu nehmen. Noch Wut und Verzweiflung im Herzen setzte er sich zu ihnen, und erzählte unter Verwünschungen, was zwischen ihm und seinem Herrn heute sich zugetragen hatte. Er fand willige Ohren, und er ließ auch willig das Ohr den Einflüsterungen der Kartenpieler, den Vernichtungskampf all diesen Geldprogen zu schwören. Sie nannten ihn Bruder und verhießen ihm eine glücklichere Zu-

kunft, sofern er zu ihnen stehen und zu ihrer Partei halten wolle. Dann tranken sie ihm wacker zu, spielten und tranken wieder, sagten ihm, daß sie es alle Tage so hätten, und als Toni, der brave Geselle, der talentvolle Meister endlich mit schwerem Kopfe die Kneipe verließ, war er ein unternehmender, thatenlustiger Sozialist geworden.

Vergebens hatte an diesem Abend Hannechen mit dem bescheidenen Nachteffen auf ihren Toni gewartet, die Kinder waren schon längst zu Bette gebracht, als er endlich mit schweren Schritten die Dachkammer erklimmte, in der nur wenige Möbel das Hauswesen bildeten. Aengstlich blickte die arme Frau auf das rote erregte Gesicht ihres Mannes und in die düster funkelnden Augen. Sie wollte keine Fragen an ihn stellen, und so zog er sich brummend und oft mit den Händen um sich schlagend aus. Ein schwerer Schlaf senkte sich auf seine Lider, und tiefe Seufzer, laute Verwünschungen stiegen zuweilen aus dem gequälten Herzen und erfüllten die wachende Frau mit neuem Kummer und ahnungsvoller Angst. Die Zeit, wo Toni in das Geschäft sollte, war längst vorbei, und immer noch schlief er. Da näherte sich ihm Hannechen, weckte ihn auf und fragte ihn, ob er nicht an die Arbeit gehen wolle. „Nein!“ versetzte er barsch; „heute nicht und morgen nicht, nie mehr!“ schrie er endlich, warf sich auf die andere Seite und schlief weiter. Hannechen rang unter Thränen die Hände und rief: „Großer Gott, was soll nun wieder werden! O Toni, wie weit werden wir noch kommen!“ Doch Toni hörte sie nicht oder wollte sie nicht hören. Er schlief still weiter, dem Anscheine nach, in seinem Innern aber kämpfte und tobte es gewaltig, und das verzerrte Gesicht der Verzweiflung grinste ihn höhnisch an.

Endlich gegen Mittag stand Toni auf. Er hatte noch seinen Lohn in der Tasche, denn seine neuen Bekannten von gestern hatten ihn frei gehalten. Ohne ein Wort zu sagen, warf er seiner Frau die Hälfte des Lohnes auf den Tisch, und wollte zur Thür hinausgehen, als Hannechen ihm sagte: „Dein Herr hat schon zweimal hergeschickt; du sollst zu ihm kommen, es sei viel zu thun, und er wolle auch persönlich mit Dir reden!“ Das Blut war Toni auf die Stirn gestiegen, und grollend antwortete er: „Ich habe keinen Herrn mehr, und kenne keinen mehr; er soll sein Spottgeld einen andern verdienen lassen!“ Mit diesen Worten schlug er die Thür zu und entfernte sich brummend.

Hannechen's Herz klopfte hörbar. Die Worte Tonis hatten sie mit peiniger Angst erfüllt.

„Er hat keinen Herrn mehr!“ rief sie laut; „aber von was sollen wir dann leben! Nein, ich muß wissen, was geschehen ist!“ Mit diesen Worten verließ sie das Haus, empfahl ihre Kinder einer Nachbarin, und ging dem Schuhgeschäfte zu. Der Besitzer desselben empfing sie gerade nicht freundlich, und trotz ihrer Bitten, erklärte er ihr, daß wenn Toni am andern Morgen nicht anträte, er seinen Platz weiter vergeben würde. Trostlos lehrte die junge Frau nach Hause zurück und erwartete sehnsüchtig die Rückkehr Toni's. Er kam endlich, sprach, wie einer, der den ganzen Nachmittag in der dumpfen Kneipe zugebracht hat, und noch mürrischer als gestern. Vergebens beschwor ihn seine Frau auf den Knien wieder in seine Stelle zurückzukehren, vergebens stellte sie ihm das ganze Trostlose ihrer Lage vor Augen, vergebens suchte sie in ihm den alten Ehrgeiz, die alte Liebe zu ihr wieder zu erwecken, Toni war wie umgewandelt. „Sie haben mich zum Bettler gemacht,“ antwortete er auf ihre Worte, „sie sollen euch nun ernähren!“

Das sind die Folgen des Verzweiflungskampfes um ein elendes Stück Brot. Er erniedrigt auch die besten Menschen, er entfittlicht sie, er vergiftet sie mit Haß, Neid, Bosheit und Vertilgungssucht, endlich mit der Verzweiflung an Gott und der Welt. O ihr alle, die ihr in eurem Städtchen, in eurem Dorfe eure gesunden Hände rühren könnt, seid zufrieden mit eurem Loose, bleibet daheim und arbeitet ehrlich, fliehet die großen Städte, in denen alles rennt und jagt und jeder den andern niederwerft, in beständiger Angst selbst wieder überholt und niedergeworfen zu werden, wo der kleinste Platz der Schauplatz eines Lebens- und Totekampfes zwischen Menschen wird, die den gewaltsamen Kampf ums Dasein kämpfen. Wie ruhig geht ihr dagegen des Abends oder des Sonntags durch eure stillen Straßen, wie friedlich legt sich euer Haupt auf das weiche Kissen! Wie hebt sich euer Herz zu edlen Gefühlen, wenn vom alten Turme die Glocke euch zu Gott ruft!

Das waren nun harte Zeiten für Hannchen. Wollte sie nicht Hungers sterben, mußte sie selbst nach Arbeit gehen, und es fanden sich menschenfreundliche Familien genug, die dem blaffen, stillen jungen Weibe Verdienst gewährten. Toni dagegen sank immer tiefer, schimpfte laut über göttliche und weltliche Einrichtungen, verfolgte mit seinem Haße alle Reichen und Besitzenden derart, daß er bald in die Hände der Polizei fiel, und im stillen Gefängnis Zeit bekam, ruhig über sein vergangenes und sein jetziges Leben

nachzudenken. Und er dachte und grübelte über die verfloffenen Jahre nach, mit einem schweren Seufzer schloß er seine Betrachtungen und mit dem Ausrufe: „Ach, wenn ich nur wieder in meiner stillen Werkstätte, in der engen Gasse säße!“

Die Zeit seiner Strafe war vorbei und eines Morgens wurden ihm die Thüren des Gefängnisses geöffnet. Der Direktor unterließ nicht, dem jungen, hübschen Manne noch ernste Lehren mit auf den Weg zu geben. Einen Augenblick blieb Toni unentschlossen stehen, als wollte er etwas von seinem Herzen wälzen, dann aber erfaßte er des Direktors Hand, brückte sie stumm und entfernte sich. Vor dem Thore des Gefängnisses stand sein treues Weib, mit den zwei Kindern. Freudig eilten diese ihrem Vater entgegen und hingen sich jubelnd an ihn; Hannchen weinte Thränen des Schmerzes, der Freude, der Liebe, als sie in das blasse Antlitz ihres Toni schaute, dann streckte sie ihm beide Hände entgegen, die er faßte und sein bekümmertes Weib an sich zog.

IV.

Ein braves Weib.

Als Toni seine Stube wieder betrat, war es ihm, als erwache er aus einem schweren, wüsten Traume. Er hatte Tage, Wochen lang in einer Art von Schnapsbusel gelebt, geführt von einer Schar Männer, vor denen es ihm in früheren Zeiten geestelt hätte, verführt durch Worte, die ihm einstens in der Seele verhaßt waren. Doch Gott war ihm gnädig, wenn auch das Mittel zur Rückkehr ein hartes war. Er schämte sich nun vor sich selbst, und wagte nicht seiner guten Frau in die Augen zu schauen. Die Liebfosungen seiner Kinder, die sich immer wieder an ihn schmiegt, waren ihm eine Qual. Mit Beschämung hatte er erfahren, wie sein Weib, die er so stolz zur Frau Meisterin machte, deren Lebensweg er ihr so angenehm wie möglich gestalten wollte, von Morgens bis Nachts für die Kinder arbeiten mußte, deren Ernährer und treuer Vater zu sein, er einst geschworen hatte. Stundenlang saß er dann wie gebrochen da, starnte in die Weite, oder stützte das Haupt in die Hände. Dann überkam ihn wieder mächtig die bange Angst um die Zukunft, und wieder war er der Verzweiflung nah, je ein tüchtiger Familienvater werden zu können. Hannchen suchte, so viel sie konnte, in ihm wieder den freundigen Schaffensmut zu erwecken, und entwarf allerlei Pläne für die nächste Zeit. Sie berührte dabei auch vorsichtig ihre frühere Lage,

und ihr Herz erbebte voller Hoffnung, als Toni ihr sagte: „Ja, wenn ich noch in meiner alten Werkstätte säße!“ Sie hatte nichts darauf geantwortet, doch im stillen einen festen Entschluß gefaßt.

Glückstrahlend kam sie bald darauf eines Abends nach Hause. Verwundert und neugierig blickte Toni auf das veränderte Wesen seiner Frau, und seine Augen hingen erwartungsvoll an ihren Lippen. „Toni,“ sprachendlich Hannchen, und Thränen füllten ihre Augen, „Toni, wir ziehen wieder heim in unser stilles Städtchen, und Du sollst wieder auf Deinem Handwerk arbeiten!“ Ein Augenblick leuchtete es freudig im Gesichte des jungen Meisters auf, doch betrübt ließ er den Kopf hängen und sprach: „Zu spät Hannchen! Kein Werkzeug, kein Geld, keine Kunden mehr!“ — „O, dafür laß nur unsern guten Gott sorgen — den Herrn Geheimrat, bei dem ich in Arbeit stehe. In unserm Städtchen haben zwei der Schulbläben Bankrott gemacht, und der ehrbare rechtschaffene Meister wird bestehen, und mit ihm das gebiegene Handwerk. Ja, Toni! Als ich unserm Geheimrat unser Unglück auseinandersetzte, als ich ihm nicht verhehlte, wie Du in schlechte Gesellschaft gekommen warst und von da ins Gefängnis, da sprach er, es müsse geholfen werden. Er hat bei seinen Freunden erworben, er hat geholfen, und er will Dir Deine Werkstätte wieder einrichten lassen, und durch seine Empfehlung soll es nicht an Kundenschaft fehlen!“ Toni saß noch immer sprachlos und er drohte unter dieser Botschaft zusammenzubrechen. Endlich rief er: „Nach Hause, Hannchen, ist es wahr! Und ich soll wieder Meister werden, ein ehrlicher Meister! O Gott sei gelobt für diese Worte!“ Dann drückte er seine Frau und seine Kinder an sein Herz und rief: „Das war Hülfe zur rechten Zeit, die mich aus den Klauen der Verführer zieht und der menschlichen Ordnung und Gesellschaft wieder zurückgibt!“

Toni ist wieder der alte, zufriedene Schuhmachermeister geworden, und hat einsehen lernen, daß nicht das Handwerk den Mann, sondern der fleißige, sparsame, ehrbare Mann das Handwerk macht; daß, wenn das Handwerk auch heute keinen goldenen Voben mehr hat, es doch, wenn es auf Zufriedenheit und Gottvertrauen ruht, seinen Meister ernährt; daß wer den Wind des Schwindels und des Betruges säet, nur den Sturm der Verachtung erntet, wer aber den guten Samen, Fleiß und Gehet, dem Leben anvertraut, reiche Früchte in dieser und der anderen Welt pflücken wird. J. W.

Unser Elsaß.

Zwischen dem Schwarzwald, im Osten, und den Vogesen, dem Wasgaugebirge im Westen, liegt der obere Teil der etwa fünf Meilen breiten oberrheinischen Tiefebene. Von Basel, im Süden, bis hinauf, wo im Norden die Lauter dem Rheine zufließt, dehnt sich zwischen dem Rheine, im Osten, und den Vogesen im Westen einer der blühenbsten und fruchtbarsten Landstriche Deutschlands aus; unser liebes Heimatland, das Elsaß.

Die Vogesen beginnen im Süden mit dem welschen Belchen, sind etwa 225 Kilometer lang und 37 bis 59 Kilometer breit. Während dieselben in der Scherhol, bei Weißenburg nur eine Höhe von 504 Meter haben, erreichen sie im Sulzer Belchen die Höhe von 1433 Meter. Gegen Osten fällt das Gebirge steil ab, während im Westen es sich in unübersehbare, immer niedriger werdende Hügel abdacht.

So weit das Auge reicht, von dem Gipfel der mit schönen Wäldern bedeckten Berge, von deren Abhängen, die mit herrlichen Wein- und Obstplantagen bedeckt sind, bis hinab an des Rheines Strand, dehnen sich weit aus vor den Blicken fruchtbare Gefilde; grüne Weinberge auf den Hügeln, saftige Wiesen in den Thälern, herrliche Felber auf der Ebene. Auf den Bergen überragen die Trümmer alter Burgen die hochanstrebenden Fichten und Tannen, und erzählen uns von den früheren Zeiten unseres Landes. Eine große Anzahl von Thälern durchschneiden die Höhen und bieten dem Wanderer großartige Naturansichten, während durch ihre Mitte rauschend der Gebirgsbach sich hinwälzt, hier munter über das lose Geröll weghüpft, dort schäumend über ein vorgelagertes Felsstück sich stürzt, um dann leise murmelnd durch grüne Wiesen zu ziehen, in zahllosen Windungen, als verliese er nur ungern sein stilles Thälchen. Auch uns ergoht es so, und nur zu schnell verirrt uns die Zeit, die wir in der Betrachtung all der Naturschönheiten zubringen. Mit Stolz blickt der Elsässer auf seine Heimat, er liebt dieses Fleckchen Land auf dem er geboren und bittet Gott, so oft die Sonne von der Höhe des Schwarzwaldes ihren ersten Gruß dem Wasgau zusendet, er möge fort und fort seine schützende Hand über unser Elsaß ausgebreitet halten.

Während das Ober-Elsaß vorwiegend industriell ist, beschäftigen sich die Bewohner des Unter-Elsasses hauptsächlich mit Ackerbau und Viehzucht. Die wichtigsten Bobenerzeugnisse sind: Weizen, Spelz, Mais, Roggen, Gerste,

Kartoffeln, Hanf, Wein, Hopfen und Tabak. Die wichtigsten Erzeugnisse der Industrie sind: Baumwoll- und Wollwaaren; Eisen- und Kupfergießereien; Seidenwaaren, Chemikalien, Glas und Papier. Durch die vielen Wasserstraßen und Eisenbahnen wird der Handel und der Verkehr sehr erleichtert und gefördert.

Sag an, wo ist ein Land so schön,
Wie unser holdes Ländchen ist?
Führ mich ins Thal, hin zu den Höhn,
Wo du wie hier so selig bist!
Die Welt ist groß: zieh hin und her,
Du findest doch kein Elsaß mehr!
Das Rheinland ist uns Vaterland,
Das Elsaß drin sein Diamant!

In den ältesten Zeiten bedekten dichte Urwälder die Höhen und die Ebene des Elsasses. Ur und Elch, Wölfe und Geyssen, wilde Pferde und Bären trieben sich in dem Dickicht umher, indes hoch über den Bergespitzen der stolze Nar seine Schwingen ausbreitete. Wilde, kräftige Menschengestalten, mit Tierhäuten bedeckt, hatten ihre Wohnungen in Hütten oder in Felshöhlen aufgeschlagen: sie waren die Beherrscher dieser Wildnis, ihre einzige Beschäftigung war die Jagd. Diese ersten Bewohner waren schon längst von anderen Völkern aus der Ebene verdrängt, als ihre Nachkommen immer noch in den Bergen hausten und auch als die letzten zum Christentume bekehrt wurden. Alte Bezeichnungen in unsern Vogesen wie „Heidenbuckel“, „Heidenkopf“ beweisen uns diese Annahme. Die ältesten Einwohner, von denen wir sichere Kunde erhalten haben, waren die Kelten. Es war dies ein weitverbreiteter Volksstamm, der seine Wohnsitze auf den brittischen Inseln und in Gallien aufgeschlagen hatte, von wo aus er sich nach Spanien, Norditalien, Süddeutschland, sogar bis Griechenland verbreitete, ohne jedoch an einem dieser Orte ein dauerndes Reich zu gründen.

Im zweiten Jahrhundert vor Christus wurden die Kelten aus ihren Wohnsitzen im Elsaß verdrängt durch die Ankunft der Kimbern und Teutonen, beides Völker germanischer Abkunft. Sie suchten sich anderweitige Wohnplätze oder zogen sich in das Gebirge zurück, wo noch heute Spuren derselben zu finden sind. Kommen wir in unser Elsäßer Hochgebirge und streifen dann in den Schluchten und in den Wäldern der Hohneck, im oberen Münstertale, umher, so können wir, obgleich nur noch selten, einen oder den andern alten Mann, mit schwerer Last an-

treffen. Seine magere, nervige Gestalt, das scharf geschnittene Profil seines Gesichtes, die scharf hervortretenden Backenknochen, die feine vorspringende Nase, das alles deutet auf einen andern Stamm, als der umherwohnende ist. Dazu noch die Sprache, weder Deutsch noch Französisch, läßt uns annehmen, daß wir einen Nachkommen jener ersten Bewohner unseres Landes vor uns haben.

Doch auch die Kimbern und Teutonen konnten im Elsaß keine bleibende Herrschaft gründen: von anderen Völkern verdrängt, mußten sie ihre Sitze wieder verlassen. Diese Völkerwanderungen sind in der Natur selbst begründet, und wie vor Jahrtausenden schon ein unbestimmter Trieb all diese Völker aus dem Norden nach Süden führte, so trennen sich heute noch alljährlich Tausende von Menschen von ihrer nordischen Heimat um in fernen Ländern neue Wohnsitze zu suchen: der Norden, mit seiner stark anwachsenden Völkerzahl, scheint von Natur aus bestimmt zu sein von Zeit zu Zeit neues Leben und neue Kraft dem verweichelichten, schwach bevölkerten Süden zuzuführen.

Der germanische Stamm der Triboccer trat im Elsaß die Wohnplätze der Kimbern und Teutonen an. Diese schoben sich verheerend durch Gallien vor, bis endlich in den Jahren 102 und 101 vor Christus die Römer ihrem Zuge entgegentraten und auf den Felbern von Aquae Sextiae und Verzellae die vereinigten Stämme der Kimbern und Teutonen vernichteten.

Die Triboccer faßten festen Fuß im Elsaß, und als um das Jahr 58 vor Christus der Suevenfürst Ariovist von den Römern bei Mülhausen geschlagen worden war, als diese darauf das ganze Elsaß eroberten, verblieben nichtsdestoweniger die Triboccer in ihrem Lande unter römischer Herrschaft. Diese dauerte bis um das fünfte Jahrhundert nach Christus. Um diese Zeiten entstanden die Völkerbünde der Alemannen und der Franken. Diesen Volksstämmen gelang es durch gemeinsame Angriffe die Römer aus dem Elsaß zu vertreiben. Die Alemannen hatten im Süden bei Basel den Übergang über den Rhein erstritten und ließen sich im oberen Elsaß nieder, während die Franken im Norden einbrangen und das untere Elsaß besetzten. Heute noch läßt sich diese Stammverschiedenheit in den Gebräuchen und der Sprache der Einwohner finden. Die Oberländer sprechen heute noch das Allemannische, während der nördliche Teil unseres Landes eine ganz andere Sprachbetonung hat.

Die alten Bewohner des Elsasses waren Heiden, und beteten viele Gottheiten an: Steine, Bäume, Winde, die Gestirne waren Gegenstände ihrer Verehrung. Die verbreitetste religiöse Anschauung aber war der Druidismus. Die Priester, welche man Druiden oder Druiden nannte, übten auf das Volk eine gefürchtete, unumschränkte Gewalt aus. Sie bildeten einen für sich abgeschlossenen Stamm, der allein im Besitze der Geheimnisse der Religion war, und jedem nicht eingeweihten blieb der Zugang zu ihrer Wissenschaft verschlossen. Sie wohnten in den heiligen Eichenhainen, wo das geheimnisvolle Rauschen und das düstere Dicht ihrem Treiben den Stempel des Uebernatürlichen aufdrückte, denen das Volk nur mit Zittern nahte. Solche heilige Stätte waren unter andern: auf der hohen Donne; in der Nähe des Obilienberges; in Truttenhausen; ferner auf dem Plage, auf welchem heute das Münster zu Straßburg sich erhebt. Außerdem wurden aber noch an anderen Plätzen religiöse Gebräuche vollzogen, und die großen rohen Felsenplatten, die hoch aufgerichteten Felsäulen, die wir heute noch in unsern Wäldern finden, könnten manche Schauer Geschichte von den alten Druiden erzählen. Im Volksglauben wandeln heute noch um dieselben geisterhafte Gestalten, mit langen, weißen wallenden Kleidern; die weisen Frauen und die Feen. Die aufrechtstehenden dieser Felsenmassen nennt man Menhir = lange Steine, während solche, die flach oder dem Boden zugelehnt sind Dolmen = Tischsteine heißen. Diese Dolmen waren die Altäre, auf denen nicht selten den Göttern Menschenopfer dargebracht wurden. Auf diesen Dolmen stand auch der Druiden in langem weißen Gewand, auf dem Haupte einen Mistelkranz, und das goldene Messer auf der Brust tragend. Von diesen Steinen aus verkündete er den Willen der Götter, weissagte die Zukunft, ernannte die Führer zum Kriege und hielt Gericht über Verbrecher.

Die wichtigsten ihrer Götter waren: Vogesus, der Beschützer des Gebirges; Taran, der Göttervater; Bel, der Sonnengott; Hesus, der Kriegsgott.

Die christliche Religion hat all diesen Göttern den Untergang gebracht. In den mündlichen Ueberlieferungen des Volkes aber erhielt sich ihr Andenken und das der Druiden; und die Einbildungskraft unserer Vorfahren bevölkerte nach wie vor die Wälder, die Berge und die Höhlen mit übernatürlichen, riesenhaften Wesen, welche Anlaß wurden zu all den Sagen und Märchen, die sich bis auf den heutigen Tag im Volke fort

erhalten haben; und mit gleicher Furcht hört das Kind die Erzählungen der wohlthuenenden, segenspendenden Feen und guten Geister, wie der verderbenbringenden Macht der Unbolde.

Doch noch aus einem andern Duell fließen die Sagen unseres Heimatlandes: aus der Vaterlandsliebe.

Lange kämpften unsere Väter und bluteten für die Freiheit des heimischen Bodens. Auf der Höhe der Berge standen Zwingsburgen die nur zu oft den fremden, lüsternen Schaaren die Thore öffnieten, um vereint das Volk zu unterdrücken. Doch als das Maß voll, als die Stunde der Rache gekommen war, da sprengte des Volkes kräftige Faust die Mauern, und all die stolzen Burgen sanken in Trümmer und Asche. Ihre Bewohner, und all das Böse, das der Ritter dem gemeinen Manne angethan, und all das Gute, das von der frommen Burgfrau dem Volke zugeslossen, lebte in der Erinnerung fort, und die Riesen und guten Frauen schweben in dessen Einbildung noch heute um die Trümmer.

Ich kenn ein stilles Thal im alten Wasgau Land,
Worin ein Bächlein rauscht im schäumigen Gewand;
Im dunkeln Tannenbüsch manch frohes Lied erklingt,
Indes von Fels zu Fels die Quelle plätschernd springt.
Es öffnet, kommt die Nacht, sich weit das Felsenthor;
Ein Weib, gar schön und hold, tritt leuchtend dann
hervor;

Ihr folgt in langem Zug der Zwerge muntre Schar,
Die tanzen voller Luft den Reigen wunderbar.

Drauf schweben sie empor, von Berg zu Berge hin:
Du sieh'st sie auf der Flur, durch Stadt' und Dörfer
ziehen;

Und alles lauscht entzückt der süßen Stimmen Klang,
Das klingt von Mund zu Mund, wie schöner Himmels-
sang.

Ob Sturm, den Forst durchbraust, ob schäumend brüllt
der Rhein,

Ob Berg, ob Flur erglänzt im hellen Mondenschein,
Die Sage zieht einher durch Sturm- und Wetternacht,
Seit alter, alter Zeit hält sie im Elsaß Wacht.

Hält Wacht, daß unser Fuß den Weg der Väter geh';
Hält Wacht, daß unser Wort, wie Fels so fest auch steh';
Hält Wacht, daß unser Gott stets in dem Lande sei;
Hält Wacht, daß unser Herz sich halte fromm und frei!
J. W.

Adolph Stöber. †

Ein treuer Mitarbeiter des Sinkenden Voten,
ein eifriger Kämpfer für alles Schöne und Gute,
für das Wohl des Volkes, Pfarrer Adolph Stöber
hat am 8 November 1892 die Augen zur ewigen
Ruhe geschlossen, die Stirn gekrönt, mit dem
reinen, schönen Dichterkranze.

Ludwig Adolph Stöber, der Sohn Ehrenfried Stöbers, wurde zu Straßburg geboren den 7. Juli 1811 im alten Stöber'schen Hause: „Zum Drescher“ auf dem Alten Weinmarkt. Nachdem er mit seinem um zwei Jahre älteren Bruder August zuerst die Alt St. Peter-Pfarrschule besuchte hatte, wo der Historiker Adam Walter Strobel sein Lehrer war, kam er in das Straßburger protestantische Gymnasium. Nach Absolvierung seiner klassischen Studien widmete er sich wie sein Bruder August dem Studium der evangelischen Theologie, und wurde dann im Jahre 1832, 21 Jahre alt, Hauslehrer zu Metz bei dem Präfecten Sers. Nach dem Tode seines Vaters, siedelten seine Mutter, Luise Käß, eine Tochter des Pfarrers in Rheinbischofshausen, bei Kehl, und seine Schwester Adelheid nach Oberbronn über, wo nun Adolph eine Stelle als Privatlehrer annahm, und drei der schönsten Jahre seines Lebens verlebte (von 1836–1839). Neben seinem Hauslehreramt vicarirte Adolph im benachbarten Dorfe Miesesheim beim Pfarrer Jäger, während August dieselben Dienste in Rothbach am Sonntag versah. Daneben waren beide Brüder auch literarisch thätig; sie gaben mit einander die „Erwinia“ und die „Alfabilder“ heraus und schrieben in das zu Stuttgart erscheinende „Morgenblatt“. Im September 1839 erhielt Adolph Stöber einen Ruf als Religionslehrer am Gymnasium (aumônier du Collège) von Mülhausen im Oberelsaß. Er nahm denselben an. Was ihm seine Aufgabe erschwerte, war der Umstand, daß er in französischer Sprache unterrichten mußte, was er in Briefen an seinen Bruder August als „etwas Mühsames“ bezeichnete. Er versah zugleich die protestantische Diasporagemeinde Wesseling, wo er jeden Sonntag abwechselnd, bald deutsch, bald französisch, predigte. 1840 wurde er zum vierten Pfarrer in Mülhausen erwählt und konnte für seine Mutter und Schwester sorgen. Im Jahre 1841 kam auch sein Bruder August Stöber als Lehrer an das Gymnasium nach Mülhausen.

Nach dem Tode des ehrwürdigen Pfarrers Joseph, zu Anfang der sechsziger Jahre, wurde Adolph Stöber zum Consistorialpräsidenten erwählt, welches Amt er bis zu seinem Tode bekleidete.

Auch in der benachbarten Schweiz, wo Stöber viele Freunde zählte, war er namentlich durch seine Gedichte sehr bekannt und geschätzt. Auch als Prediger war Adolph Stöber sehr bedeutend; seine Predigten waren lehrhaft und erbaulich und geistig durcharbeitet, sodaß es ein Genuß für jeden Gehörten war, dieselben zu hören.

Aus seiner Ehe mit einer Mülhauser Bürgerstochter aus der Familie Rappold gingen drei Kinder hervor, ein Sohn, Dr. Paul Stöber, Rechtsanwalt in Mülhausen, und zwei Töchter, wovon eine in Straßburg an Professor Dr. Otto Meyer an der Kaiser Wilhelms-Universität und die zweite an den Oberkirchenrat Dr. Witz in Wien verheiratet ist. Adolph Stöbers Gattin ging ihm vor Jahren in die Ewigkeit voran. Trotz seiner schwachen Verfassung erreichte der Verewigte durch außerordentliche Mäßigkeit, Einfachheit und treue Pflege ein hohes Alter und blieb geistig frisch und thätig bis zu den letzten Tagen. Von seinem Amte hatte er sich zwar seit einigen Jahren zurückgezogen, aber literarische Bestrebungen und die Pflege der Wohlthätigkeit füllten bis an sein Lebensende seine Tage aus. Allen, die ihn je gekannt, wird er unvergesslich bleiben, der edle Greis, eine makellose Seele in der reinsten Bedeutung des Wortes.

Warum?

Ein biederer Einwohner aus Th...., im Elfaß war jüngst auf der Jagd. Eben wollte er sein Frühstück beginnen, als er an der Biegung des Weges den Wächter des Gefäßes erscheinen sah. Rasch packte er alles wieder ein, hing die Jagdtasche um, nahm seine Flinte und fing an waldwärts zu laufen. „Ah!“ dachte der Gendarm; „der hat keinen Jagdschein!“ und sofort hinter ihm drein. Der Wettlauf ging nun bergan, wieder bergab und noch eine Strecke gerade aus; der Gendarm leuchend und schwitzend hinterdrein. Da machte plötzlich unser Jäger halt, setzte sich auf einen Felsblock, öffnete seine Jagdtasche und zog ein gebratenes Huhn und eine Flasche Rotwein hervor. „Ihr Jagdschein!“ fuhr ihn leuchend der Gendarm an, der endlich herankommen war. „Hier!“ sprach ruhig der Jäger und hielt ihm das Verlangte entgegen. „Ja, warum sind Sie denn so gelaufen, als Sie mich sahen?“ forschte der Gendarm weiter. „Ja, sehen Sie, ich wollte dort drüben, über dem Berg frühstücken, da ich aber noch keinen rechten Hunger verspürte, habe ich mir erst durch einen kleinen Lauf etwas Appetit geholt. Sie aber, hatte ich gar nicht kommen sehen.“ Sprach's und verzehrte ruhig sein Huhn.

Auflösung der Rätselnüsse.

I. Fingerhut. — II. Das Herz. — III. Windbeutel. IV. Schlachtfeld. — V. Der Käse. — VI. Retter.

Mein Elsaßland.

Ja, schön bist du, mein Heimatland
In deiner Fluren Pracht,
Wenn dich umgiebt das Lenzgewand,
Wenn deine Sonne lacht!
Doch schöner, wenn in deiner Brust
Auch frommer Sinn erblüht,
Und wenn zur reinen Jugendlust
Die keusche Liebe glüht.
Ja, hehr ergrünt dein Wasgauforst,
An edlem Wilde reich.
Und stolz zieht von dem hohen Horst
Der Aar durch sein Vereich:
Doch hehrer, wenn dein Herz erbebt
Beim Abendalockenklang,
Wenn aus der Freunde Kreis sich hebt
Des Frohsinns Jubelhang.

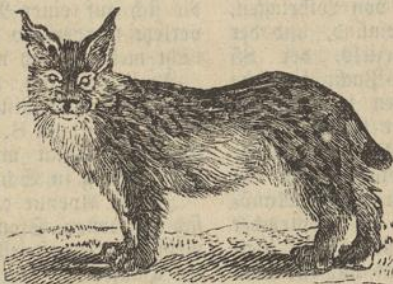
Ja, laut auf Felsen bürggekrönt
Spricht noch die alte Zeit,
Und durch die öden Hallen tönt
Der Ruf „Vergessenheit“!
Doch lauter spricht vom Hügel her
Das alte Kreuz zu dir:
„Ich war den Vätern Schutz und Wehr,
Und feste Burg allhier.“

Ja, stolz geht auch dein Bauernstand
In seiner alten Tracht;
Ihn ziert das bunte Schleifenband,
Der Kittel selbst gemacht;
Doch stolzer hebt sich da sein Haupt,
Wo Christus noch sein Hört,
Wo er noch liebt, wo er noch glaubt
An Gottes Bibelwort.

Ja, reich vom Hügel fließt der Wein,
Es pocht im Schacht der Zwerg;
Viel Bächlein ziehen hin zum Rhein,
Entsprungen unserm Berg:
Doch reicher quillt der Gnadenquell
Vom Himmel in dein Herz;
Nur er fließt ewig rein und hell
Und führt dich himmelwärts. J. W.

Der Luchs.

Der Luchs ist die einzige größere Raubkatze, die bei uns einheimisch ist. Am liebsten hält er sich in den großen Wäldern der Ebene auf, doch wird er auch häufig im Gebirge gefunden, wohin er sich gewöhnlich zieht, wenn man ihn zu hart auf den Leib rückt. Er wird bis Meter 1,15 lang und 80 cm hoch; sein Gewicht wechselt zwischen 30 und 60 Pfd. Er gehört zu den gefürchteten Raubtieren, da er nach Katzenart alles Lebende anfällt, selbst Tiere, die viel größer sind als er, wie Rehe, Hirsche und Schweine ja selbst Kühe. Er liegt oft Tage lang lauernd, Auge und Ohr in schärfster Spannung, auf einem dicken Baumast, von wo aus er sich auf die ruhig weitende, nichts ahnende vorübergehende Beute stürzt. Er zerbeißt dem Tier die Pulsader oder das Genick und tötet es so augenblicklich. Dann reißt er ihm den Bauch auf, frisst die Eingeweide und etwas vom Kopf, Hals und Schultern, und läßt das Uebrige liegen. Der Luchs hat am Leibe weißlich graue und schwarzgefleckte Haare, welche an den breicckigen



Spitzohren in lange, steife schwarze Haarpinsel ausgehen. Der dicke Kopf ist kagenartig rund, die Zunge stachelig rauh, die Lippen weiß mit schwarzen Maulrändern, die Augen groß und feurig, daher man auch gewöhnlich bei jemanden, der scharf sieht, sagt: Er hat Augen wie ein Luchs. Das Weibchen wirft jährlich zwei, höchstens drei blinde Junge, denen es Mäuse, Maulwürfe, kleine Vögel usw. zuträgt. Er wird 10 bis 15 Jahre alt, und liefert einen sehr geschätzten Pelz. Junge Luchse, die übrigens nur sehr selten zu haben sind, denn in den Menagerien findet man Bären, Wölfe, Leoparden viel häufiger als Luchse, werden leicht zahm, so daß man sie frei umherlaufen lassen kann. In einem Hause, in dem ein Luchs ist, bleibt aber keine Katze. Am häufigsten kommen die Luchse im nördlichen und nordöstlichen Europa vor. Nordamerika vermentet durchschnittlich 2000 bis 4000 Luchsfelle jährlich.

Die hauptfächlichsten Weltbegebenheiten im verfloßenen Jahre.

(Von August 1892 bis September 1893).

Wenn wir, wie früher, auch dieses Jahr unsere Uebersicht mit Deutschland einleiten, so haben wir wiederum zunächst der Begegnungen zu gedenken, die Kaiser Wilhelm mit fremden Monarchen hatte. Anfangs Oktober stattete er dem Kaiser Franz Joseph einen Besuch in Schönbrunn bei Wien ab. Bei dieser Gelegenheit wurde er sowohl vom österreichischen Volke als von der österreichischen Presse auf das herzlichste begrüßt.

Im Frühjahr 1893 hat Seine Majestät der Deutsche Kaiser dem König von Italien anlässlich der silbernen Hochzeit desselben einen Besuch in Rom abgestattet. Auf der Rückreise passierte er die Schweiz und wurde in Luzern vom Bundesrath feierlich begrüßt. Ueber diese Reise des Kaisers finden unsere Leser Näheres in einem besonderen Berichte, dem drei Illustrationen beigegeben sind.

In den ersten Tagen des Monats September hat S. M. Kaiser Wilhelm Elsaß-Lothringen einen Besuch abgestattet. Am 3. September Vormittags traf er in Metz ein, wo eine Reihe hoher Fürslichkeiten, darunter der König von Sachsen und der Großherzog von Baden ihn erwarteten. Nachmittags begab sich Seine Majestät nach seinem neuerworbenen Gute Urville bei Kurzel, wo ihm seitens der Lothringer Bevölkerung ein überaus glänzender und warmer Empfang bereitet wurde und der Präsident des Bezirkstags von Lothringen, Fabrikant Jaunez von Saargemünd, und der älteste Bürgermeister des Bezirks, der 85 Jahre alte Hr. Dory aus Dgi-Buchi, herzliche Ansprachen an den Monarchen hielten. Am nächsten Tage hielt der Kaiser bei Metz eine Parade über das 16. Armeekorps ab, und wohnte in der Zeit vom 5. bis 8. September den von zwei Armeekorps veranstalteten großen Manövern in Lothringen bei. Am 9. September traf Seine Majestät in Straßburg ein, hielt eine Parade auf dem Polygon ab und ritt dann in die Stadt bis auf den Broglieplatz, wo unter einem Zelte eine feierliche Begrüßung durch die Stadtbehörden erfolgte. Darauf begab sich Seine Majestät nach Metz zurück, von wo aus er am nächsten Tage nach Karlsruhe reiste.

In der kaiserlichen Familie war dieses Jahr ein freudiges Ereigniß zu verzeichnen. S. M. der Kaiser Wilhelm, welchem die

Kaiserin bis dahin sechs Prinzen geschenkt hatte, wurde, zur unaussprechlichen Freude der Eltern und in Erfüllung der heißesten Wünsche der Kaiserin Augusta Viktoria, eine Prinzessin geboren.

Von den deutschen regierenden Fürsten ist im August 1893 der Herzog Ernst II. von Koburg-Gotha gestorben. Sein Nachfolger auf dem Throne ist der Herzog Alfred von Coburg aus dem englischen Königshause.

In Frankreich ist als wichtigstes politisches Ereigniß der Krieg in Dahomey zu verzeichnen, der mit einem vollständigen Siege der französischen Waffen, der Eroberung der Hauptstadt des Königs Behanzin und der Flucht des letzteren endete.

Frankreich hat dieses Jahr einen seiner größten Staatsmänner verloren. Jules Ferry ist am 17. März plötzlich gestorben, nachdem er bloß 24 Stunden krank gewesen war. Er starb in Folge einer Herzaffektion, die durch das Attentat entstanden war, dessen Opfer Ferry im Jahre 1887 beinahe geworden wäre. Am 10. Dezember dieses Jahrs, sieben Tage nach dem Kongreß, der Carnot zum Präsidenten der Republik ernannte, hatte ein Fanatiker, Namens Aubertin, genannt der Lothringer, mit einem Revolver auf Jules Ferry geschossen. Die äußere Wunde war nicht gefährlich, aber wie es scheint war durch die Kugel, die sich auf einer Rippe abplattete, das Herz verletzt worden, so daß er von jener Zeit an nicht mehr gesund wurde.

In Paris hat, nachdem längere Zeit hindurch die Anarchisten nichts von sich hatten hören lassen, am 8. November ein furchtbares Dynamitattentat mit entsetzlichen Folgen die Bevölkerung in Schrecken ersezt.

In der Avenue de l'Opera Nr. 11, befinden sich im ersten Stockwerke eines großen, von mehreren Industriellen, Aerzten usw. bewohnten Hauses die Bureaus der Bergwerksgesellschaft von Carmaux. Ein Bureaudiener der letzteren bemerkte gegen 11 Uhr Vormittags vor der Eingangsthüre ein Paket, das ihm verdächtig schien. Er rief den Pförtner des Hauses herbei; sie besreiten das Paket von seiner Papierumhüllung und fanden einen eisernen Topf von etwa 40 cm Durchmesser, dessen Deckel durch starke Bänder festgehalten

wurde. Sie riefen drei Schutzleute von der Straße herbei und mit diesen brachte der Bureaudienner den Topf nach dem Polizeikommissariat des Palais Royal in der unweit gelegenen Rue des Bons Enfants, wo derselbe explodirte. Wie die Explosion sich vollzog, ist nicht aufgeklärt, da alle Zeugen der Explosion tot sind. Die Vorderwand der Kommissariatsräume wurde durchlöchert und ihre Trümmer, schwere Steine und Eisenstücke, wurden in den Hof geschleudert. Einigen der letzteren basteten menschliche Ueberreste, Gehirn- und Gesichtstücke an. Der Fußboden wurde stark erschüttert und ebenfalls teilweise durchlöchert. Da man den Knall in einer Entfernung von mehreren Kilometern gehört hatte, strömte bald von allen Seiten eine große Volksmenge herbei. Man fand das Kommissariat in schrecklicher Unordnung, alle Möbel zertrümmert, die Thüren aus den Angeln gerissen. Hier und da menschliche Körperteile, aus welchen man mit Mühe vier Leichen zusammensetzte, diejenige des Schutzmannes Réaut, des Sekretärs Bouffet, des Brigadiers Faumotin und des Bureaudienners Garin, welche beide letzteren die Sprengmaschine ins Kommissariat abgeliefert hatten. Alle diese Leichen waren beinahe nackt und zum Teil verfault; Kleidungsgegenstände waren ihnen ins Fleisch gedrungen. In einer Ecke fand man ferner den Polizeikommissar Troutot, noch atmend, aber gräßlich verstümmelt; er wurde ins Krankenhaus gebracht, wo er bald verschied. Mittelbar hat die Katastrophe endlich den Tod des Schutzmannes Henriot herbeigeführt; dieser brach, als er mit mehreren Kameraden auf der Unglücksstelle eintraf, zusammen. Der Polizeikommissar des Palais Royal entging dem Tode, da er kurz vor dem Eintreffen der Sprengmaschine ausgegangen war, um eine Haussuchung vorzunehmen.

Zu Genua in Italien und zu Huelva in Spanien haben im September und Oktober 1892, anlässlich des 400. Jahrestags der Entdeckung von Amerika große Festlichkeiten stattgefunden. In ersterer Stadt, wo die Wiege des Entdeckers der Neuen Welt, Christoph Columbus gestanden hat, erlangten die Feste eine besondere Bedeutung dadurch, daß sich eine Reihe von Staaten die Gelegenheit des Besuchs der alten Seefahrerstadt durch das italienische Königspaar ausersuchen hatte, um dieser ihre Huldigung darzubringen, indem sie zur Begrüßung und Verschönerung des Festes Geschwader entsandten. Fol-

gende Staaten schickten Fahrzeuge: Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Großbritannien, Frankreich, Spanien, Portugal, Holland, Rumänien, Griechenland, Vereinigte Staaten von Amerika, Argentinische Republik und Mexiko. Da die meisten dieser Staaten durch mehrere Schiffe vertreten waren und dazu noch neunzehn italienische Schiffe kamen, so war im Hafen von Genua eine Flotte versammelt, wie sie nicht bloß an diesem Orte, sondern auch in der ganzen Welt noch niemals beisammen war.

Der Papst Leo XIII. hat am 20. Februar mit seinem fünfzigjährigen Bischofsjubiläum den 15. Jahrestag seine Erhebung auf den päpstlichen Thron gefeiert, nachdem er vor sechs Jahren sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum begangen hatte. Am 20. Februar 1878 wurde er in dem Conclave, das er selbst leitete, zum Papste gewählt. Die ganze katholische Welt feierte diesen Tag und sandte Abordnungen nach Rom um dem greisen Kirchenfürsten ihre Verehrung zu bezeugen: die regierenden Fürsten ließen ihm durch außerordentliche Gesandte königliche Geschenke überbringen; von allen Seiten strömten unter der Leitung ihrer Bischöfe die Gläubigen nach Rom. Zur Zeit des größten Glanzes der Kirche hat die Stadt Rom in ihren Mauern kaum eine größere Ansammlung von Menschen gesehen und ohne Zweifel hat niemals die ganze zivilisirte Welt einen herzlicheren Anteil an einer Papstfeier genommen. Dies hat seinen Grund darin, daß Leo XIII. es verstanden hat, der Kirche eine veränderte Lage zu geben. Er stellte sich über die Parteinteressen und machte nur mehr die religiösen Interessen der Kirche zum Gegenstand seiner Fürsorge. In den internationalen Fragen übernahm er die Rolle eines Friedensstifters. Als solcher schlichtete er den bekannten Streit zwischen Deutschland und Spanien, als bereits kriegerische Verwickelungen drohten. Leo XIII. hat vor aller Welt verkündet, daß die Kirche die Freundin aller Regierungen, ob sie monarchisch oder republikanisch sind, sein will, und der Heilige Stuhl war in seinen Beziehungen zu den Mächten in der That stets bestrebt, Allen mit gleichem Maße zu messen. Leo XIII. hat es auch unternommen, in sozialer Beziehung ein Friedensstifter zu sein und er predigte stets Frieden und Eintracht zwischen den verschiedenen Schichten der Gesellschaft. Obgleich man im Vatikan noch immer die Wiederherstellung der weltlichen

Macht des Papstes verlangt, so ist die Erhaltung des Friedens die Hauptfrage Leo's XIII. und die Größe dieser Aufgabe hat Europa zu dankbarer Verehrung verpflichtet, welche ihren Ausdruck darin gefunden hat, daß die Gesandten der Fürsten und die Pilger zu St. Peter dem Oberhaupte der katholischen Kirche ihre ehrfürchtigen Glückwünsche dargebracht haben.

In Serbien hat ein Regierungswechsel stattgefunden. Die Regentschaft, welche nach der Abdankung des Königs Milan eingesetzt worden war, und bis zur Großjährigkeit des Sohnes Milans am Ruder bleiben sollte, wurde vor diesem Zeitpunkte durch einen Staatsstreich, der übrigens unblutig verlaufen ist, aus dem Amte entfernt; der junge König Alexander erklärte sich großjährig und nahm selbst die Zügel der Regierung in die Hand.

Die Cholera, die letztes Jahr so schrecklich in Europa gewüthet und namentlich die Stadt Hamburg so fürchtbar heimgesucht hat, ist auch dieses Jahr wiedergekehrt. Der unheimliche Gast drang von Osten und Süden gegen das Herz Europa's vor und im Monat August konstatierte man in Berlin den ersten Cholerafall, welchem bald weitere folgten. Auch nach Frankreich, Belgien und Holland wurde die schreckliche Epidemie verschleppt. Glücklicherweise hat sie nirgends eine besondere Ausdehnung gewonnen, überall, wo sie auftrat, hatte man es nur mit vereinzelt eingeschleppten Fällen zu thun.

Wenn wir nun einen Blick auf die außereuropäischen Länder werfen, so haben wir zunächst der großartigen Weltausstellung zu gedenken, die am 1. Mai in Chicago eröffnet worden ist und zur Zeit noch fort dauert.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist eine bedeutsame politische Aenderung vor sich gegangen, die wegen ihrer voraussichtlichen wirtschaftlichen Folge auch für ganz Europa von hoher Wichtigkeit ist. Bei der Präsidentenwahl im Monat November wurde der bisherige Präsident, Harrison, der Kandidat der Republikaner, nicht wiedergewählt, an seine Stelle trat der Kandidat der demokratischen Partei, Grover Cleveland. Derselbe stellte in seinem Wahlmanifest eine Abschaffung der sogenannten Shermanbill in Aussicht, eines Gesetzes, das den amerikanischen Staatsschatz zwingt, allmonatlich ganz bedeutende Silbermengen von den amerikanischen

Bergwerksbesitzern, die bekanntlich die bedeutendsten Silberproduzenten der Welt sind, anzukaufen; die Bestimmung des Gesetzes hatte, wie zu erwarten war, eine Ueberproduktion von Silber zur Folge und diese führte ihrerseits eine derartige Entwertung des weissen Metalls herbei, daß die gesamte Finanz- und Geldwirtschaft der Vereinigten Staaten bedroht erschien. Diesem ungesunden Zustand, der auch Rückwirkungen auf andere Länder hatte, wird dem Versprechen Clevelands gemäß, voraussichtlich demnächst ein Ende gemacht werden. Das amerikanische Repräsentantenhaus hat Ende August die Abschaffung der Silberbill beschloffen, und es ist zu erwarten, daß der Senat dem Beispiel der Kammer folgen wird. Noch wichtiger, namentlich für Europa, ist die von Cleveland in Aussicht gestellte Abänderung der Mac-Kinley-Bill. Der diesem Gesetz zu Grunde liegende Zolltarif hat bekanntlich so hohe Sätze, daß man thatsächlich Amerika für die meisten Waren, die bisher aus Europa dorthin ausgeführt wurden, als gesperrt betrachten kann. Es liegt auf der Hand, daß der europäischen Industrie hierdurch ein fürchtbarer Schlag versetzt worden ist. Aber auch in Amerika sind Handel und Wandel und nicht weniger die Konsumenten hart betroffen worden. Sein Versprechen, eine Revision des Mac-Kinley-Tarifs im Sinne einer bedeutenden Ermäßigung der Zollsätze herbeizuführen, hat Cleveland bisher noch nicht eingelöst. Doch hofft man allgemein, und nicht am wenigsten in amerikanischen Kreisen, daß im Jahre 1894 das Parlament mit einer Vorlage in dem erwähnten Sinne befaßt werden wird. Es ist auch anzunehmen, daß die Vorlage eine Majorität in Parlament finden wird, denn immer mehr bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß ein Prohibitivtarif, wie der amerikanische, ein zweischneidiges Schwert ist, mit dem man nicht ohne Gefahr für das eigene Wirtschaftsleben kämpfen kann.

Brasilien, das seit dem Sturze des Kaiserreiches niemals vollständig zur Ruhe gekommen ist, hat im abgelaufenen Jahre wieder mehrere Aufstände erlebt. Dieselben sind zwar unterdrückt worden, aber die Gährung im Lande dauert fort.

Auch Argentinien hatte einen blutigen Aufstand zu verzeichnen, der zur Zeit, wo wir diese Zeilen niederschreiben, noch nicht beendet ist.